

**Regensburgische Sammlung kleiner Abhandlungen vom Jahre ...**

**1760**

Regensburg: Montag, 1760

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1738230767>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang 

Hans Hagels Sämle's  
Erörterung zu kleinem Ab-  
handlungen mitschlescher Mer-  
kwürdig.  
(Zusammenfassung Landwirtsch. u. polit.)  
Obstzucht. Politik.)  
= Regensburger Verammlung.  
1760.

15.



Regensburgerische Sammlung  
Kleiner Abhandlungen

Af 10  
1745



Hanns Hagels Sammlers,

# Beiträge

zu denen

heutiges Tages üblichen

## Kleinen Abhandlungen

nützlicher Materien.



GRANZOGT.  
MEKLENBURG  
SCHWERIN.  
REGIERUNGS-  
BIBLIOTHEK

Hanshaltungshausen, 1760.



Landesbibliothek  
Mecklenburg-Vorpommern  
Günther Uecker

[http://purl.uni-rostock.de/rostdok/ppn1738230767/phys\\_0003](http://purl.uni-rostock.de/rostdok/ppn1738230767/phys_0003)

DFG



Handwritten text at the top of the page, likely a title or header, appearing to be "Handwritten Catalogue".

Large, stylized handwritten text, possibly a name or title, appearing to be "Bibliotheca".

Small handwritten text, possibly a date or location, appearing to be "in Bonn".

Handwritten text, possibly a name or title, appearing to be "Bibliotheca".

Large, stylized handwritten text, possibly a name or title, appearing to be "Bibliotheca".

Handwritten text, possibly a name or title, appearing to be "Bibliotheca".



Handwritten text at the bottom of the page, possibly a signature or date, appearing to be "Bibliotheca".



## AVERTISSEMENT.

Lorsqu' à la foire de S. Michel de l' année passée on annonça, par un *avertissement* publié pour cet effet, l' ouvrage botanique, que Mr. *Schaeffer*, Conseiller de S. M. Danoise & Ministre de la parole de Dieu à Ratisbonne, a resolu de donner au public, on promit, de le mettre au jour dès l'entrée de l'année presente. C'est cependant contre toute attente ce qui, même à l'heure qu'il est, n'est pas possible & on est obligé de demander encore un delai de 4 ou 5 mois.

Affurément l'Auteur n'en est-il pas la cause; & pour prouver, qu'il a fait tout ce qui pourroit dependre de sa personne, il a fait exécuter en effet l'impression du *troisième Tome* avec la *table des matières*, qui, conformément à l' *avertissement*, pour abréger & les fraix & le tems, n'est pas mis en taille douce, mais imprimé simplement,

Or, la graveuse ayant été obligée de sursoir son travail peu de tems après la publication de l' *avertissement* jusqu'à present, on a reçu des tailles douces, hormis les *tablettes des sexes* (*tabulae sexuales*) ou la première Partie, uniquement les X. premières Classes & environ 600 genres (*genera*) des *tables universelles* (*tabulae uniuersales*) ou de la seconde Partie; tout le nombre des Classes montant à XVIII. & les genres au delà de 1100.

Pour satisfaire au desir, qu'ont frequemment témoigné plusieurs de Messieurs les Savans de l'Allemagne aussi bien que du dehors, de voir & de posséder au plutot cet ouvrage, Mr. l'Auteur a essayé de faire seconder la graveuse par quelques graveurs absens, afin de pouvoir presenter l'ouvrage au moins dans cette foire. Mais les essais en ont si mal reussi & ont montré si peu d'usage à en faire, que, si on avoit voulu s'en servir, tout



tout l'ouvrage auroit paru difforme & sans agrément. C'est pourquoy on a du juger plus à propos d'user encore quelques mois d'indulgence envers la graveuse, qui est ici sur les lieux, que de precipiter de la sorte l'ouvrage.

Cependant, comme le printems approche & que plusieurs de Messieurs les Savans souhaitent d'en faire déjà usage dans cette occasion, on a pris les mesures nécessaires pour qu'à la foire de Paques on puisse recevoir de Leipsic ou par la voye d'ici chez moi souffigné toutes les tablettes des Sexes avec la Partie troisième & la table des matieres. Ceux qui le demandent, recevront en meme tems aussi les IX Classes achevées des universelles & le reste suivra successivement toutes les fois qu'une Classe sera achevée.

D'ailleurs on pourra s'assurer de tout ce qui s'est dit dans le precedent avertissement, lequel on n'a pas cru hors de saison de joindre ici en faveur de ceux, au quels il pourroit ne pas encore estre parvenu. Ratisbonne le 17 Avril, 1760.

Jean Leopold Montag,  
Marchand Libraire.

*Supplément au Catalogue des ouvrages de Mr. l'Auteur.*

Le *Phallus* &c. imprimé en allemand sous le titre : *Der Gichtschwamm mit grün schleimigem Hute, nebst 5 Kupfertafeln ausgemahlter Abbildungen.*

*Pentas piscium Ratisbonensium* &c. sera imprimé cet été, & suivront quelques dissertations sur des insectes, & après *epistola ad societatem Duisburgensem de Ichthyologia expeditiore, cum specimine.*

☉ ( 0 ) ☉



## Nachricht.

Als man in der Michaelismesse des vorigen Jahres, in einer eigenen Nachricht, von demjenigen botanischen Werke die öffentliche Anzeige that, welches der Königl. Dänische Rath und Regensburgische Evangelische Prediger, Herr D. Schäffer, an das Licht zu geben sich entschlossen hatte; so wurde zugleich versprochen, daß solches mit Anfang des gegenwärtigen Jahres ausgegeben werden sollte. Allein wider alles Vermuthen ist solches selbst gegenwärtig nicht möglich; sondern man muß sich noch eine Zeit von 4 bis 5 Monaten aussitten.

Die Schuld ist an den Herrn Verfasser gewis nicht. Und um zu beweisen, daß er alles, was von ihm abhänget, gethan habe, so hat er den dritten Theil dieses Werkes, nebst dem Register, welches, die Kosten und die Zeit zu ersparen, angezeigtermassen, nicht, wie die vorigen zweien Theile, in Kupfer gestochen wird, wirklich abdrucken lassen.

Da aber die Kupferstecherin bald nach jener Nachricht bis zu Anfange dieses Jahres aussetzen müssen; so sind von ihr, nebst den tabulis sexualibus, nicht mehr als die 9 ersten Classen, oder 600 Genera von den tabulis univerialibus geliefert worden; da die ganze Anzahl der Classen sich auf XVIII., und die Genera gegen 1200 belaufen werden.

Es hat zwar der Herr Verfasser, um dem häufigen Verlangen verschiedener in- und ausländischer Herren Gelehrten, dieses Werk auf das baldigste zu sehen und dessen habhaft zu werden, eine Genüge zu thun, den Versuch gemacht, durch einige auswärtige Kupferstecher die Arbeit der hiesigen Kupferstecherin zu erleichtern, und das Werk wenigstens diese Messe liefern zu können. Allein die Proben davon sind dergestalt schlecht und unbrauchbar ausgefallen, daß das ganze Werk würde verschändet worden und unangenehm ausgefallen seyn. Man hat also der hiesigen Kupferstecherin lieber noch einige Monate Nachsicht geben, als es so übereilen wollen.

Weil



Weil indessen der Frühling angehet, und obgedachtermassen verschiede-  
bene Herren Gelehrten und Freunde der Kräuterkunst, solches bey dieser  
Gelegenheit nutzen zu können, wünschen; als ist die Veranstaltung getrof-  
fen worden, daß auf die 180 bevorstehende Jubiläummesse zu Leipzig, oder  
auch von hieraus bey mir Endesgenannten, die tabulae sexuales als der  
erste Theil dieses Werkes, nebst dem dritten Theile und dem Register  
zu haben seyn werden; wo alsdenn bey Lieferung des zweyten Theiles eben  
soviel nachgezahlet werden soll. Sollte indeß jemand auch die X ferti-  
gen Classen der tabularum vniuersalium verlangen, so sollen auch diesel-  
bigen ausgehändiget, und der Ruckstand von Zeit zu Zeit und so oft über-  
sandt werden, als eine Classe fertig seyn wird.

Uebrigens bleibet es bey allem dem, so man in der vorigen Nachricht  
gemeldet hat, welche man, denen zu Liebe, denen solche noch nicht sollte zu-  
gekommen seyn, hiemit nochmalen abdrucken zu lassen, nicht uneben er-  
achtet hat. Regensburg den 21. März. 1760.

Johann Leopold Montag,  
Buchhändler.

#### Zusatz zu dem Register der Schriften des Herrn Verfassers.

Der *Phallus* &c. ist vor der Hand nur deutsch abgedruckt worden, unter  
dem Titul: Der Sichtschwamm mit grünschleimigem Saft,  
nebst 5 Kupfer tafeln ausgemahlter Abbildungen.

Die *Pentas piscium Ratisbonensium* &c. wird bevorstehenden Sommer erst  
herauskommen, welcher sodann auch einige Abhandlungen von  
*Insecten* folgen werden, wie auch *Epistola ad Societatem Duisbur-*  
*gensem de Ichthyologia expeditiore, cum tabulis aeneis.*





Regensburgische  
**Sammlung kleiner Abhandlungen**  
 vom Jahre 1760.

Ites Stück.

Vom Neuen Jahre,

und zwar

- 1) Von der verschiedenen Art, das Neue Jahr anzufangen.
- 2) Von dem Ursprunge des in Europa gebräuchlichen Jahrtermins, von der Geburt Christi, oder aber von seiner Beschneidung an zu zählen.
- 3) Wenn und wodurch die Feyer des 1. Januarii, als des Beschneidungstages Christi aufgetommen sey?

§. 1.

**D**er täglichen Umwälzung der Erde um ihre eigene Ase, binnen 24. Stunden, haben wir diese beyden großen Vortheile zu danken, daß sowohl der ganze Erdboden von der Sonne beschienen, mithin ganz bewohnbar und fruchterragend wird, als auch, daß Tag und Nacht, diese beyden unvergleichlichen Zeiten, auf eine beständige Weise mit einander abwechseln, mithin Arbeit und Ruhe, Anwendung und neue Sammlung der benötigten Kräfte stets auf einander folgen. Drehere sich die Erde um ihren eigenen Mittelpunct nicht, sondern wäre wie der Mond, der unserm Gesichte allemal nur eine und eben dieselbe Halbkugel zuehret, und der Verticalbewegung ermangelt, so würde die eine Hälfte der Erdkugel finster, erstarret und todt seyn, wenigstens ein ganzes halbes Jahr,

A

und



und zwar auf eine weit unerträglichere Weise, als der Mond eine 14. Tage währende Nacht auf ein 14. tages Licht wechselweise ausstehen kann. Es würden auch manche Geschäfte, welche bey hellem Tage nicht so gut, als bey der Nachtzeit von statten gehen, entweder gar nicht, oder doch viel schlechter gelingen. Dagegen der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne binnen 365. Tagen haben wir die Abwechslung der vier verschiedenen Jahreszeiten, des Frühlings, des Sommers, des Herbstes und des Winters zu danken. Denn da der Umlauf der Erde eine Ellipse beschreibe, in deren einem Brennpuncte die Sonne stehet, so kann es nicht fehlen, daß die Sonnenstrahlen a) bald unter einem mehr oder weniger schiefen, bald unter einem rechten oder doch demselben nahe kommenden Winkel auf die Erde, die sich geschwänket hat, fallen; durch welches verschiedene Auffallen der Strahlen ihre Kräfte verschiedentlich geschwächer, gemäßiget und verstärkt, oder welches einerley ist, die Verschiedenheit der Jahreszeit, samt ihren Wirkungen hervorgebracht wird. Hat nicht also der grundgütige Gott, in dem wir leben, weben und sind, durch diese unserm Erdbörper so weislich eingedrückte doppelte Bewegung recht väterlich für uns gesorget? Der Raum der Zeit, welcher darauf hingehet, daß die Erdkugel ihre Laufbahn um die Sonne herum einmal durchwandert, und in der Ecliptic oder dem Zodiacus wieder an den vorigen Standpunct kommt; wird ein Jahr genennet.

## §. 2.

Wenn man sich in der Jahrrechnung überall nach den Befehlen der jährlichen Bewegung der Erde in Absicht der Sonne gerichtet hätte, so würde bey allen Völkern mehr Uebereinstimmung in der Zeit, da sie das  
neue

a) Weil die Jahreszeiten Wirkungen des verschiedentlich anfallenden Lichts sind, so mag solches die wahre Ursache seyn, warum die Jahreszeiten *ωγες* heißen (Lichtwirkungen) welches Wort mit *lux* in einer Verwandtschaft stehet. Gleichwie auch das Jahr selbst davon *ωγος* heißt, womit nächst dem erst *ωγος*, *εγος* und *αγος* zu vergleichen.



neue Jahr anfangen, wahrgenommen werden. Da man aber nicht stets auf jene sein Augenmerk genommen, so ist der Zeitpunkt, von welchem man das neue Jahr anhebet, sehr verschieden. Und diese Verschiedenheit mache die Chronologie schwer. Z. E. Die Sineser fangen das neue Jahr nach dem 20. Februar, mit dem Neumond des März(es a) an, und zwar nach einer Verordnung des Königs Chuenhion, welcher 2513. Jahre vor Christi Geburt gelebet haben soll. Er hat ein vor allemal fest gesetzt, daß der Monat, welcher dem Winter-Solstitio am nächsten wäre, den Anfang des neuen Jahrs machen solle. Daher kommts, daß der Anfang des neuen Jahrs bey den Sinesern nicht auf einen gewissen Tag bestimmt ist, weil sich dasselbe nach dem Neumond richtet.

§. 3.

Die Sineser feyren den Anfang des Jahrs den 15. Februar, wenn es Neumond ist. Die Japaner fangen das Jahr mit dem ersten Februario an. Die Babylonier, wie auch die Aegyptier fiengen das Jahr im Monat *Mechir* an. Ihre Monate waren: Thot, Paophi, Athyr, Choeac, Tybi, Meehir, Phamenoth, Pharmuthi, Pachon, Pauni, Epi-phi, Mesiri. Nach unserer Art zu reden, fiengen sie also das Jahr in unserm sechsten Monat an.

§. 4.

Die Araber fangen von den ältesten Zeiten her das Jahr im Julio an. Bey den Türken geht das neue Jahr vom 15. Julio an. Sie rechnen zwar nicht von der Geburt ihres Mahomers an, (wie wir Christen unsern Jahrtermin von der Geburt unsers göttlichen hochgelobten Heylandes anheben) aber doch von einer andern Begebenheit Mahumeds, welche sie dessen

b) Zwar meldet Neuhof, er sey den 25. May in ein Sinesisch Dorf, Sanpoo, gekommen, als man an diesem Tage daselbst das Neujahrsfest gefeyret hätte. Allein aus den von ihm angeführten Umständen ist viel wahrscheinlicher, daß es das Landfest Luonu gewesen, welches mit solchen Ceremonien am 25. May in China gefeyret wird.



dessen Hegyra b) nennen. Das bedeutet, nach dem Arabischen, seine Flucht um der Religion willen. Und diese geschah im Jahre Christi 622. den 15. Jult; seit welcher Zeit seine Religionsparthey erst recht merklich zunahm, und recht groß zu werden anfieng.

## §. 5.

Das Jüdische Jahr wurde durch zwey Anfänge unterschieden, davon der eine sich auf die erste Schöpfung der Welt, der andere auf die Erhaltung der Kirche bezog, und jedermann erinnern soll, daß die Erhaltung der Kirche nach dem Falle unter so vielen und mächtigen Feinden nicht ein Werk der Natur, sondern der Gnade, und eines alles wieder blühend machenden Erlösers sey. Die Juden hatten deutlichen Befehl von Gott, das neue Jahr im Neumond, der dem Frühlings-Äquinoctio am nächsten war, im Abib, der auch Nisan heißt, oder im März anzufangen, 2. B. Mos. 12. v. 2. Der Herr sprach zu Mose und Aaron im Aegypten-Lande: Dieser Mond soll bey euch der erste Mond seyn. Und von ihm sollt ihr die Monden des Jahrs anheben. Philo de vita Mosis Lib. 3. p. m. 686. de festis p. 1193. Die Ursache stehet 2. B. Mos. 23. 15. Denn in demselben bist du aus Aegypten gezogen. Nach dem Anfange dieses Jahrs richteten sich die Feste. Und einige nennen es daher das Kirchenjahr.

c) Einige haben das Wort hegyra schlechtbin durch transmigration, exilium, discessus übersezt, und daher vorgegeben, als ob die Türken von dem Abschiede Mahumeds aus dieser Welt, oder von seinem Tode an zählten. Allein hagara heißt fugit propter religionem; und es ist die Auslegung derer, die durch die hegyra, Mahumeds Flucht aus Mecca, dadurch er ein Religions-Martyrer, oder doch Confessor geworden seyn soll, verstehen, selbst in dem Worte besser gegründet. Sollte Hegyria, nach der Meinung einiger neuern, seinen Tod bedeuten, so müste auch das Jahr der Türken im Junio angehen. Denn Mahomed ist anno Alexandri Dhil Karnain 882. das ist A. C. 569. und zwar den 22. April geboren (vid. Calendarium Syro-Græcum.) Gestorben aber ist er im Alten Jahre der Hegyra den 12. Rabie prioris, das ist, den 8ten Junii des Jahrs Christi 632. Dieser Rabie ist der dritte unter ihren Monaten, welche folgende sind: 1) Mucharam, 2) Safar, 3) Rabie prior. 4) Rabie posterior. 5) Gumadhi prior. 6) Gumadhi posterior. 7) Regab, 8) Schaban, 9) Ramadhan, 10) Schevvald, 11) Dhilkahde, 12) Dhilhaga oder Zuhitsche. Es scheinet, als wenn die Hegyra aus Nachahmung der aera Diocletianæ entstanden. Denn, wie diese eine aera martyrii war, so bedeutet hegyra Mahumedis nichts anders, als martyrium Mahumedis.

(Die Fortsetzung folgt im künftigen Stück.)



Regensburgische  
**Sammlung kleiner Abhandlungen**  
 vom Jahre 1760.

2tes Stück.

Fortsetzung der Abhandlung vom Neuen Jahre.

Sonst aber hatten die Juden noch einen andern Anfang des Jahrs, nemlich den Neumond, der dem Herbst-Aequinoctio am nächsten war, am ersten des Monats Tisri, oder den 22sten September. Man findet nur in der Heiligen Schrift, daß dieser Tag ein Festtag gewesen. 4. B. Mos. 29, 1. Der erste Tag des siebenden Monden soll bey euch heilig heissen, daß ihr zusammen kommet. Keine Dienstarbeit sollt ihr darinnen thun. Es ist euer Trommeten Tag. 3. Mos. 23, 24. Allein die Juden melden uns zugleich, daß diß Gedächtnißfest des Ausgangs aus Aegypten der neue Jahrestag gewesen. Sie nennen diesen Tag daher ראש השנה caput seu primordium anni. Unter welchem Titul auch ein eigener Tractat im Talmud vorkommt. Die Feyer dieses ersten Tages des bürgerlichen Jahrs bestund besonders in dem Blasen von Morgen bis an den Abend, und zwar (nicht auf חורין deren man sich nur bey den Neumonden bediente, 4. B. Mos. 10, 10. sondern) auf שופר krummen Widderhörnern d); zur Erinnerung der Opfe-

d) Zwar stehet Psalm 81, 4. blaset in Neumonden die Posaunen שופר. Allein die Gemara merket in Rosh hashana dabey an, daß solcher Gebrauch der Posaunen nicht von jedem Neumond, sondern nur von dem Neumond des Tisri zu verstehen sey.



Opferung Isaacs 1. B. Mos. 22, 13. Christi Vorbildes. Philo nennet daher diesen Tag *σαλπισσων εορτην*, gleichwie er 3. B. Mos. 23, 24. 4. B. Mos. 29. *הקריה* *די* dies clangoris heist. Dergleichen Blasen geschahen sonst bey einer fünffachen Gelegenheit und Absicht, welche auch am Neuenjahrstage statt haben kan. Es geschahen nemlich 1) zum Preis der Wohlthaten des neuen Bundes des gnädigen Jahrs-Herrn, Jesa. 61, 2. E. 49, 8. 2) anzuzeigen, daß Israel den bey Sinai gethanen Huldigungseid erneuern sollte, 3) zur Erinnerung, daß nun eine neue Laufbahn und neuer Fortgang des Lebens mit einem neuen Zeitlauf angehe, wie dort in der Wüste ein Aufbruch zu einer neuen Reise durch das Blasen angedeutet ward, 4) daß gleichsam mit dem Jahreswechsel ein Krieg angehe, und man sich zu einem neuen Kampfe wieder die Hindernissen der Gottseligkeit rüffen müsse. 5) Daß Gott das Volk zur Buße und treuer Erfüllung der Bundesbedingungen beriefe. Noch jeko feyern die Juden diesen Anfang des bürgerlichen Jahrs mit Blasen auf Widderhörnern. So ist es auch noch jeko bey den Persern und allen orientalischen Völkern gebräuchlich, das neue Jahr mit Blasen anzufangen.

## §. 6.

Die Griechen fingen das Jahr, nach der natürlichen Weise, mit Anfang des Frühlings an. Aber *annus Atticus* fing sich im Junio, nemlich von dem Neumonde an, welcher dem *Solstitio æstivo* am nächsten war.

## §. 7.

Die Römer fingen in den ältesten Zeiten das Jahr vom 1. März an, (welches auch im sechsten, siebenden und achten Jahrhundert nach Christi Geburt durchgängig in den Abendländischen Gegenden geschehen). Hernach haben die Römer eine Zeitlang das Jahr vom 25. December angefangen, welcher Tag bey ihnen *bruma capricorni* und das Winter-Solstitium war. An demselben feyerten sie das Fest der Zurückkunft der Sonnen. (Plin. Lib. 18. H. N. c. 25. Censorin, de die naturali. c. 21.)

Auch



Auch noch zur Zeit des Kaisers Juliani, der ein grosser Anbeter der Sonnen war, finden wir abermals viel von dieser heliolatrie. Dieser 25ste December, den man *solis novo*, oder auch *solis invicti reduci* zu Ehren feyrete, hies *natalis invicti*. Die Kircheväter haben daher die Geburt Christi als einen Aufgang der Sonne der Gerechtigkeit am Weynachtsfest beschrieben. Zu den Zeiten Augusti fiengen die Römer das Jahr vom Januario an; welcher Monat seinen Namen entweder daher hat, daß er *Janua anni* ist, oder von *Jano*. Dieser *Janus*, mit dem Beysatz, *bifrons*, soll entweder *Noah* seyn, der in die Zeit sowol vor als auch nach der Sündfluth gesehen; oder *Janus* ist nichts anders als die Sonne, welche beyde *hemisphaeria* der Erdfugel anblicket, und wenn man sich die Sonnenfugel in zwey Halbfugeln vorstellen will, mit allen beyden Seiten strahlet: gleichwie *Dea Jana*, *Diva Jana*, oder kürzer: *Diana* den Mond bedentet.

## §. 8.

In Portugal und einigen Orten in Africa war sonst der 29ste August der erste Tag des Jahrs. In Spanien trat man das Jahr am 25. Merz, als dem Empfängniß-Tage Christi an, von welchem seine Menschwerdung angerechnet wird. Man hat daher, um die drey Monate, den Jenner, den Hornung und den Merz, so über die 12. Julianischen Monate in ihrer Ordnung vom 25. Merz bis zum 25. Merz überschlagen, zu bemerken, die Jahrzahl gebrochen geschrieben. J. E. 1686. schrieb man 168½. Bey den Venetianern war, bis zu der Calendar-Verbesserung der erste Merz der Neujahrstag, nach Art der älteren Römer. Bey den Russen hebt sich das Jahr vom 1. September an, nach einer alten, besonders Constantinopolitanischen Gewohnheit, und nach der Meynung, daß die Welt im Herbst erschaffen sey. Wiewol die Russen nicht *epocham annorum Christi*, sondern *mundi* brauchen, nach Art der Griechen, denen es die Sicilianer, und die in Apulien und Calabrien sonst nachthaten. Allein es ist bekannt, was auf Kaiserliche Verordnung für eine Veränderung vorgegangen, und wie sie das Jahr 1700. anfangen müssen. Im Orient ist ebenfalls der erste September ein sehr gewöhnlicher Anfang des  
neuen



neuen Jahrs gewesen, und wird diese Anfangsart als ein computus civilis angesehen. Die Engländer und Schweden haben ihr Jahr sonst vom 25. December, von der Geburth Christi, angefangen, bis sie im vorigen Jahre bekannter massen den alten Stil, den die Russen beybehalten, mit dem neuen verbesserten Stil verwechselt haben. Die Galli und Franci haben den Anfang des Jahrs auf verschiedene Weise gemacht.

## §. 9.

An verschiedenen Orten in der Christenheit fieng man das Jahr von der Leidenszeit Christi, und noch mehr von Ostern an. Gleichwie aber Dionysius zu Rom zuerst die Jahre von der Empfängniß Christi an gezehlet, und fest gesetzt hat, die Empfängniß Christi sey den 25. Martii, seine Geburth aber den 25. December geschehen, so ist auch nach und nach die Gewohnheit, die Jahre von dem 25. Merz anzufangen, unter die Teutschen gekommen, als welche sich nach der Römischen Kirche gerichtet. Hernach ist in der Mitte des neunten bis zum vierzehnten Jahrhundert in ganz Teutschland das neue Jahr von der Geburth Christi, oder vom 25. December, angefangen. Im zehnten Jahrhundert aber entstand in Occident die Gewohnheit, den Anfang des neuen Jahrs von dem Feste Martini an zu machen. Woraus denn endlich, (zu einiger Aehnlichkeit mit den ehemaligen Rüstwochen der Juden zu ihren Festen) die annoch übliche Gewohnheit erwachsen ist, das neue Kirchenjahr am ersten Sonntage des Advents fast vier Wochen vor Weynachten anzufangen.

## §. 10.

Nachdem hat es der Kirche gefallen, die am längsten üblich gewesene Gewohnheit, da man das neue Jahr von der Geburth Christi, den 25. December anhob, in etwas zu ändern, und den Anfang des bürgerlichen Jahrs mit dem Beschneidungstage Christi, oder vom ersten Januartage, zu machen, wodurch das neue Jahr acht Tage später als vor dem, eintritt, die aber in einem Jahrhunderte ein merkliches betragen. Und so haben wir auch jezo eigentlich nicht mehr æram nativitatis Christi, (ob gleich noch immerfort vor unseren Calendern steht: Im Jahr = = = nach der Geburth Christi;) sondern æram circumcisionis Christi. Ausser, daß der Pabst noch das Jubeljahr nicht vom ersten Jenner, sondern schon von den vigiliis nativitatis Christi angehen lässet.

(Die Fortsetzung folgt im künftigen Stück.)



Regensburgische  
**Sammlung kleiner Abhandlungen**  
 vom Jahre 1760.

3<sup>tes</sup> Stück.

Fortsetzung der Abhandlung vom Neuen Jahre.

§. 11.

**W**as diejenigen Völker, welche nach Anleitung Bedas das erste Jahr Christi auf das 46ste Julianische Jahr gesetzt, bewogen habe, daß sie den von Beda sowol als Dionysio angemerkten Anfang des Jahrs vom 25. März, und dem damit in einem Verhältnisse stehenden 25. December verlassen, und hingegen das Jahr lieber mit dem ersten Januario antreten wollen, finde ich in den Schriften der Alten nicht aufgezzeichnet. Es scheinet aber zweyerley dies Veränderung befördert zu haben. **Eines Theils** die gehofte Vermeidung einiger Beschwerlichkeit in Berechnung des Jahrs; da es allerdings zu mehrerer Erleichterung derselben gereicht, wenn man das Jahr mit dem Anfange eines Monats, ich meyne vom 1. Januario, anhebt, als wenn man es fast vom Ende, oder im Drittheil eines Monats, nemlich vom 25. März oder vom 25. December anfähet. **Andern Theils**, das Beyspiel der Schrift Luc. 2, 21. welche in den Worten: **Da acht Tage um waren, daß das Kind beschnitten wurde,** Christi erste Lebenstage zu zählen, an seinem Beschneidungstage, am ersten Januari, e) anfängt; Und weil man neben dem

- e) Der Tag der Geburt und der Beschneidung Christi stehen in genauer Verbindung miteinander. Auch wenn es gewis ist, daß der 25. December Christi Geburts-Tag sey, so sagt man auch mit Recht, der erste Januarius ist Christi Beschneidungs-Tag. Daß aber Christus an keinen andern Tage, als am 25. December, geboren sey, hat man aus satzsaamen Gründen angenommen, und vorausgesetzt. Denn es gründe



dem glaubte, mit der Beschneidung Christi, worin er die Erstlinge seines Veröhnungsbluts vergossen, und wodurch er sich, als durch ein Inzesseld zu dem ferneren Veröhnungswert zuerst öffentlich verpflichtet, gehe die Zeit des alten Bundes zu Ende, und der Zeitlauf der neuen Haushaltung Gottes habe da seinen öffentlichen Anfang genommen. Dieser wegen mochte man vielleicht weniger Bedenken tragen, die Tage des neuen Jahrs vom ersten Januarit an zu zählen.

## §. 12.

Aera, der Jahr-Termin, wird gezungen von hera hergeleitet. Es ist vielmehr ein Arabisches Wort, und mit dem Computo civili einerley. Fast in ganz Europa ist diejenige æra gebräuchlich, da man die Jahre,

det sich diese Meynung auf viele unwerfliche Zeugnisse; als *Clementis Romani*, in den *Constitutionibus Apostolicis*, der zu den Zeiten der Apostel gelebt, und ein Mitarbeiter Pauli gewesen. *Philip. 4. 3.* Er verichert, daß der 25. December von Anfang her für den Geburts-Tag Christi gehalten werde. 2) Auf das Zeugniß *Evdii* zu Alexandrien beyr *Nicephoro*. 3) Auf das Zeugniß *Chrysostomi*, welcher schreibt: Alle Vorfahren wären der Meynung gewesen. 4) Auf das Zeugniß *Augustini*, *Athenasii*, *Ambrosii*, *Sulpitii Severi*, *Leontis*, *Fulgentii*, *Cassiodori*, *Gregorii M.* so alle auf den 25. December einstimmten, wie auch 5) auf das *Martyrologium* a. 301. Die alte Nachricht, worauf sich die Kirchenväter berufen, stammet wenigstens aus dem andern Jahrhundert her. 6) Auf der einmüthigen Nachricht der Römischen Geschichtschreiber, daß die außerordentliche Schatzung unter Augustus im Ende des Römischen Jahrs geschehen sey. Was ist das anders für ein Monat, als der December? 7) Auf die Römischen Schatztafeln, darinn der Name **JESUS** auch mit verzeichnet gewesen, wie sich einige Alte darauf berufen. Man macht hingegen aus *Luc. 2. 8.* einen Einwurf, der aber nichts bedeutet. Man sagt: Da die Hirten des Nachts auf dem Felde gewesen, so müsse es nicht Winter, sondern Sommer gewesen seyn. Wer so redet, meynet irig, daß es in den Morgenländern so harte Winter gebe als hier, und weiß nicht, wie gering und lieblich sie dort sind. So will auch diese Erwandung nicht viel saen: Wäre es der 25. December gewesen, so würde Augustus die Schatzung auf die unbequemste Zeit des Jahrs verlegt haben. Fraget ein arößer Kayser, wenn er etwas will, stets darnach, ob es den Unterthanen etwas beschwerlich ist, oder nicht? Ueberdem aber macht der Winter in Orient so grosse Beschwerlichkeit nicht.



re von den ersten Begebenheiten Christi anrechnet. Von dieser æra Christiana will ich meine Meynung in vier Sätzen ausdrücken. Der erste Satz: Sie ist in den ersten fünf Jahrhunderten nicht eingeführt gewesen. Als die Christen noch unter heydnischen Kaysern stunden, dachten sie nicht daran, in der Zeitrechnung etwas zu ändern. Sondern sie zählten, wie es damals gewöhnlich war, nach den R. Bürgermeistern, nach den Olympischen Spielen, nach der Zeit der Erbauung der Stadt Rom, nach den Kaysern, oder Königen, und üblichen cyclis indictionis, lunæ, u. s. f. Die aus dem Judenthum Bekehrten blieben der Weise der Juden, nur nach gewissen merkwürdigen Begebenheiten zu rechnen, geneigt. Die Juden haben nicht gleich von Anfang der Welt an, wie sie jesho zwar thun, f) gerechnet, sondern theils nach dem Leben der Propheten und anderer berühmten Männer, 1. B. Mos. 7, 11. theils nach dem Ausgang aus Aegypten, 2. B. Mos. 19, 1. 4. B. Mos. 33, 38. 1. Kön. 6, 1. theils nach der Erbauung des Tempels, 2. Chron. 8, 1. theils nach den Jahren ihrer Könige, theils hernach vom Anfange des babylonischen Reichs, Ezech. 33, 21. Cap. 40, 1. theils nach ihrer Wiederkehr aus Babel in ihr Land, und nach dem zweyten Tempel, (Méchilla 33.) theils nach der Gnade Alexandri M. der den Tempel verschonet, und der sogenannten æra contractuum (חורבן מן) oder von Alexandri M. Tode. Erst zu Anfange des sechsten Jahrhunderts, oder nach völliger Verfassung der Gemara haben sie erst die Gewohnheit unter sich allgemein gemacht, die Jahre von Erschaffung der Welt an zu zählen. An deren Statt sie oft die sogenannte kleinere Zahl brauchen; zu welcher man nur 1240. addiren darf, wenn man das Jahr Christi haben will. Wie nun die Juden nicht gleich vom Anfange des alten Testaments gezählet, so haben auch die Christen nicht gleich vom Anfange des neuen Testaments gezählet, sondern nur nach einem und dem andern Vorfall.

## §. 13.

f) Sie thun dieses auf eine überall völlig übereinstimmige Weise. Und ich merke hie bey einen nicht geringen Irrthum in Joseph Scaligers Werk, de emendatione temporum an. Er schreibt, der Calendar der Juden in Palästina wäre von dem Calendar der Europäischen Juden unterschieden, dergestalt, daß die Juden in Palästina das Osterfest ein ganz Jahr, und oft noch einen Monat dazu, später feyerten, als die in Europa. Allein, dieses verhält sich nicht also. Die Juden rechnen in der ganzen Welt auf einerley Weise, und bestimmen auch in aller Welt ihre Osterfeste auf eine übereinstimmige Zeit. Vergleich R. Ori Palæstini Calendarium Palæstinum, so gedruckt ist im Jüdischen Jahre 5335. am Feste Susan, feria sexta, das ist, im Christlichen Jahre 1575. den 25. Febr.



## §. 13.

So haben nun auch die Christen von der heftigen Verfolgung des grausamen Kaisers Diocletiani Gelegenheit genommen, davon die Jahre zu zählen. Diese Art der Zeitrechnung hieß *æra Diocletiana*, oder auch *æra martyrum* oder *martyrii*; deren man sich lange Zeit bediente, bis nach und nach in *Occident æra gratiæ* g) nach des Dionysii Anleitung eingeführt worden.

## §. 14.

Der andre Satz: Im sechsten Jahrhundert ist von *Dionysio*, einem *Scythen*, Abt zu Rom, der den Beynamen *exiguus* hat, zu der *æra Christiana* der Grund gelegt. Vor dieser Zeit haben zwar *Eusebius*, und die seine Arbeit fortgesetzt, *Hieronymus*, *Prosper Aquitanicus*, *L. Flar. Dexter* in *Chronico*, vor sich wohl dann und wann in ihren Schriften nach den Begebenheiten Christi gezählt, allein *Dionysius* hat die Jahre Christi erst ordentlich und förmlich mit der sonst üblichen Zählart von der Regierung *Diocletiani* verglichen, und da er nur 200. Jahr nach *Diocletiano* gelebt, so hat er es ziemlich getroffen. Es verdroß ihn, daß das Gedächtniß eines so unwürdigen Tyrannen in der *æra Diocletiana* bey den Christen fortgesetzt werden sollte. Da nun des *Cyrelli* *Cyclus Paschalis*, dessen man sich bey Bestimmung des Ostersfests bediente, ebenfalls nach den Regierungsjahren des Verfolgers *Diocletiani* eingerichtet war, damals aber zu Ende lief, so schickte sich *Dionysius* an, A. C. 532. (welches Jahr er an statt *anni Diocletiani* 248. gesetzt) denselben fortzusetzen, doch so, daß er aus vorbereiteten heiligem Eifer die Jahre des Reichs *Diocletiani* weg that, und seinen *Calculus* nach den Jahren Christi einrichtete; wie er davon in seinem Briefe ad *Petronium* Rechenschaft giebt, welchen *Petavius* aus der Königl. Bibl. in *appendice Opp. de doctrina Temporum* abdrucken lassen.

g) Weil in dieser *æra* nicht an allen Orten einerley *Principium numerandi* beobachtet ward, so finden wir sie unter verschiedenen Benennungen. Bald heißt sie *æra incarnationis Dominicæ*, bald *æra nativitatis*, bald *æra trabeationis* Christi, (welches Wort nicht seine Erzeugung, sondern seine Menschwerdung, *tempus quo Christus corpus humanum, tanquam amicum regium assumpsit*, bedeuten soll,) bald *æra circumcisionis*, bald *æra passionis* oder *paschat*. bald *æra secundum veritatem evangelicam*.

(Die Fortsetzung folgt im künftigen Stück.)



Regensburgische  
**Sammlung kleiner Abhandlungen**  
 vom Jahre 1760.

4<sup>tes</sup> Stück.

Schluss der Abhandlung vom Neuen Jahre.

§. 15.

**D**er dritte Satz: Im achten Jahrhundert ist von *Beda* die Art, die Jahrzahl nach den Jahren Christi einzurichten, erst eingeföhret worden. *Dionysius* bekam in seinem Unternehmen nicht gleich, sondern erst nach Verlauf zweyer Jahrhunderte Nachfolger, nemlich nach den Zeiten des *Beda* in England, von dem man glaubt, daß er der erste unter den Geschichtschreibern sey, der die Jahre Christi mit der ganzen Geschichte verbunden, und *Dionysii* Zeitrechnung in seine Historie gebracht, und *Bonifacii*, der in Frankreich und Deutschland die Jahre nach der Geburt Christi zu zählen angefangen. Nach dieser Zeit findet man es häufig in den Conciliis, Scriptoribus Francieis und bey andern Scribenten, daß sie nach annis Domini rechnen. Die Italiäner folgten jenen im neunten Jahrhundert, doch mit so grosser Ungewißheit, daß selbst Pabst *Urbanus* geglaubt, *Dionysii* Rechnung verfehle ganze 23. Jahre von dem wahren Jahre der Geburt Christi. In dem diplomate pro cœnobio Michaelis ad Mosam steht am Ende: Data Laterani VII. Calend. April. anno ab incarnatione Domini secundum *Dionysium* MXCVIII. secundum vero certiozem evangelii probationem MCXXI.

§. 16.

Der vierte Satz: Allein *Dionysius* und *Beda* Rechnung sind nicht völlig elnerley. *Dionysius* fängt das Jahr vom 25. Merz des 45sten Julianischen Jahrs an. Sein erstes Jahr Christi erstrecket sich also bis auf den 25. Merz 64sten Julianischen Jahrs. Dis hat *Beda* nicht recht verstanden, oder nicht deutlich genug erklärt. Denn er lehret:

D

nach



nach des Dionysii Meynung wäre das erste Jahr Christi das sechs und vierzigste Julianische Jahr. Und man hat es dem Ansehen des Bedæ fast tausend Jahr herdurch zugelaubt, daß Dionysius das 46ste Julianische Jahr zum Jahr Christi angefeket habe, zumal des Dionysii Schriften verlohren gegangen bis Sæc. 16. Bedæ fängt also das erste Jahr Christi vom 25. Merz des 46sten Julianischen Jahrs an, und ist also von Dionysio ein ganz Jahr verschieden.

## §. 17.

Der fünfte Sak. Unsere jezige Jahrzahl, da wir 1760. schreiben, stimmt weder mit der *era Dionysiana* vollkommen überein, noch mit der *era* des Bedæ, sondern ist ein Jahr später als die erste, und ein viertel Jahr früher als die letzte. Denn Dionysius setzt die Empfängniß Christi in das 45ste Julianische Jahr auf den 25. Merz, und folglich seine Geburt auf den 25. Dec. eben dieses 45sten Julianischen Jahrs. Wir aber setzen beyde Begebenheiten, nach Bedæ Angaben, in das 46ste Julianische Jahr. So ist also unsere Zeitrechnung zwar die Dionysianische, sofern wir ebenfalls nach den Jahren Christi zählen, aber in sofern ist sie es nicht, als er den gemeinen Anfang der güldenen Zahlen anticipirt, und uns um ein Jahr zuvor kommt. Denn nach Dionysii Rechnung müssen wir jetzt schon 1761. schreiben h).

## §. 18.

So kommen wir auch jetzt mit Bedæ nicht recht überein. Denn da wir den Geburtstag Christi zuerst auf den 25. Decembr. des 45sten Julianischen Jahrs gesetzt, hernach uns aber geändert, und 6. Tage zugegeben haben, dergestalt, daß wir unsere christliche Jahrzahl erst von dem ersten Tage des Januarii des folgenden 46sten Julianischen Jahrs anfangen §. 10. mithin selbst den Geburtstag Christi ins 46ste Julianische Jahr unvermerkt verdrängt haben: So erkennet zwar Bedæ auch das 46ste Julianische Jahr für das erste Jahr der christlichen *æra*, doch mit dem Unterscheide, daß er nicht vom ersten Januario dieses 46sten Jahrs, sondern vom

b) Da es indessen die gemeine Meynung ist, wir hätten jetzt vollkommen die *æram* des Dionysii Exigui, rühret von Bedæ her, der jeues Meynung unrichtig vorgesetzt §. 16. Da nun die Christen zu Bedæ Zeiten nach gerade *æram* Christi annahmen, (obgleich einige zum *Termino a quo* Ostern, andere die Empfängniß Christi, andere Calendas Januar. andere den 25. Dec. erwähleten) so haben die meisten darin überein gestimmt, das erste Jahr Christi sey das 46ste Julianische Jahr. Und da unsere heutiges Tages gebräuchliche *Epocha* das 46ste Jahr auch favorerkennet, so nennet man es *æram Dionysianam*.



vom 25. Merz desselben Jahrs anfängt. Unsere jetzige Jahrrechnung kan demnach zwar in sofern dem Bedæ zugeschrieben werden, weil wir ihm darin folgen, daß wir das 46ste Julianische Jahr, oder das 754ste Jahr nach Erbauung der Stadt Rom, zum ersten Jahre Christi annehmen. Allein, da er vom 25. Merz anrechnet, wir aber vom ersten Januario anfangen, so siehet ein jeder, daß unsere und Bedæ Jahrrechnung um drey Monate verschlage.

## §. 19.

Daß Christus der Herr am 1. Januarii beschnitten sey, beruhet auf der sehr wahrscheinlichen Meynung, daß er am 25. Dec. geboren worden (§. 11. a.) Ich will jetzt theils von der Zeit etwas anmerken, da das Fest der Beschneidung Christi entstanden, theils von der Veranlassung dazu, und wie es nach und nach zu der Feyer gekommen. Einige sagen, das Fest der Beschneidung Christi sey bereits 567 angeordnet, oder doch schon im siebenden Jahrhundert eingeführet gewesen. Denn Gregorius M. schliesse in seinem Sacramentario eine Collecte also: *Per Domihum nostrum Jesum Christum, cujus hodie circumcissionem & nativitatis octavam celebravimus.* Allein es ist selbst zweifelhaft, ob solches Sacramentarium den Gregorium zum Verfasser habe. Hingegen ist offenbar, daß Iidorus, Micrologus, Amalarius, Rabanus, Walafrius und Strabo das Fest der Beschneidung gar nicht erwehnen, auch Maximus Turonensis nicht. Andere sind also der Meynung, im ältsten Jahrhundert sey das Fest der Beschneidung Christi zuerst gefeyret. Man ist wahr, Juv Carnotensis, der A. C. 1090. gelebt, und Bernhardus, der um die Zeit 1116, 1140. verahmt gewesen, und in dessen Homilien die Ueberschrift *de festo circumcissionis* vorkommt, sind die ältesten Zeugnisse, so diesen Tag unter dem deutlichen Namen Fest der Beschneidung Christi erwähnen. Unter dem Concilio aber ist das erste das Oxoniense, so 1222. gehalten ist, und das Lugdunense A. 1224. welche den Beschneidungstag Christi auch unter die jährlichen Feste rechnen. Allein, ich irre nicht, wenn ich sage, daß man doch noch ältere Spuren von diesem Feste unter dem Namen Festum Octavæ hat, schon aus dem achten Sæculo. Bonifacius, der sehr auf die Feyer dieses Tages drang, Synodus Moguntina, und Caroli M. Befehl könten hier zum Beweise angeführet werden. Und wenn man die Art der Feyer, ob sie traurig oder fröhlich gewesen, nicht unterscheiden wil, so kan man mit Wahrheit sagen, daß der erste Januarius in der Christenheit stets gefeyret sey. Nur auf eine andere Art, als jeto, nemlich litaniis & jejunis. Augustinus sagt: Diese acht Tage herdurch, da die Heyden Ueppigkeit treiben, fassen wir, daß, wenn sie fröhlich sind, wir für sie seuffzen. Albinus Placcus de divinis officiis c. 4.

## §. 20.

Die Veranlassung zur Feyer des ersten Januarii verdiente eine weitläufigere Ausföhrung, als sie jetzt der Raum verstatet. Wie alle Calendæ bey den Römern gefeyret wurden, vielleicht aus Nachahmung der feyerlichen Jüdischen Neomenten, so sind Calendæ Januarii besonders feyerlich von ihnen begangen. Der erste Januarius war dem Jano heilig, auch der Junon mit gewidmet, und dem Jupiter Aesculapins wurden an diesem Tage Opfer gebracht. Es giengen an eben demselben viele Ueppigkeiten zu Rom



Rom vor. Man schlemmte bey angestellten öffentlichen Gastmahlen, man übte allerhand Narrenthendungen aus. Allerhand Maskereyen, seltsame Aufzüge, Verkleidungen in Thiere, und vielerley aberwitzige Handlungen giengen im Schwane. Wegen der bürgerlichen Einrichtung des gemeinen Wesens der Römer, und des Wechsels der obriakeitlichen Personen, so zugleich auf diesen Tag fiel, ließ sich diese Gewohnheit nicht leicht abschaffen. Die Feyerlichkeit währete drey Tage. Und der zweyte Tag hieß Vota, da man sich allerley Gutes wünschte.

## S, 21.

Um diß heydnische Fest abzuschaffen, scheint das Fest der Beschneidung Christi eingeführt zu seyn; Gleichwie mehrere Feste unter den Christen aus dergleichen guten Absichten entstanden sind. Man ließ dem bekehrten Heyden, der um die und die Zeit ein Fest zu seynen gewohnt war, auch um die Zeit ein Fest seynen, nur, daß man eine andere Absicht desselben an die vorige Stelle setzte; welche zugleich der Art, sich lustig zu machen, eine andere Maasse gab. Durch solche Herablassung suchte man die unbeskehrten Heyden desto eher zu gewinnen, und die Bekehrten desto eher von sündlichen Lustbarkeiten abzu ziehen. Es ist eine schwere Sache, lange eingewurzelte Gewohnheiten so gleich abzustellen. Und so war es auch den Christen schwer, den Festgewohnheiten, unter welchen sie groß geworden waren, sich sogleich zu entschlagen. Die Anstalt der Kirche ist demnach eine Klugheit und Vorsorge, so Lob und nicht Tadel verdienet. Wies wohl es zu der Feyer des ersten Januarii erst nach und nach, und nicht sogleich gekommen, wie anstatt des Fests der Proserpina, am 2. Febr. da man mit Fackeln processionsweise rund um den Tempel gieng, Lichtmessen eingeführt ist. Es erhellet aus den Conciliis und Patribus, daß die Christen, um ihren Abscheu an den sündlichen Ergözung der Heyden am 1ten Januarii zu beweisen, an demselben, zuerst ein jeder vor sich, einen Fast- und Bethtag gehalten. Es wäre denn, daß dieser Tag auf den Sonntag gefallen, an welchem kein Fasten statt hatte. So blieb es eine Weile. Hieron. in Jes. 18. Chrysofom. Tom. I. Homilia 23. Augustinus de tempore. Petr. Chrysol. Serm. 157. Ambros. serm. 6. Allein nach und nach sieng man an, auch gottesdienstliche Versammlungen an diesem Tage zu halten; Und zwar, wenn er auf den Sonntag fiel, hielt man Tractatus, oder kurze Predigten de Calendis Januariis. Man findet auch einige von der Kürze der Zeit, vom Zeitverderb, und von der rechten Anwendung der Zeit. Eine des Maximi Turonensis hat eine unächte Ueberschrift. Denn in der Predigt selbst kommt nichts de circumcissione vor. Als man nun allgemach die Gewohnheit der Römer annahm, das Jahr, so sonst von Weynachten oder Ostern angefangen worden, vom ersten Januarii anzufangen, so wolte man doch eine gewisse Wohlthat Gottes damit verbinden. Und man hielt die Beschneidung und Benennung des Heylandes billig für eine wichtige Sache. Wie die Heyden an allen Festen einander mit Sportulis, oder freywilligen Gaben, die in Körben getragen wurden, beschenken, so sind daraus bey den Christen die **Neujahrs Geschenke** entstanden. Und an dem zweyten Tage, der Vota hieß, wünschte man sich, daß der Immanuel, der durch seine Menschwerdung in die Zeit getreten, um, anstatt des Fluchs, den Segen über dieselben auszubreiten, seinen grossen **IESUS** Namen, der über alle Namen ist, an allen Christen verherrlichen möchte.



Regensburgische  
**Sammlung kleiner Abhandlungen**  
 vom Jahre 1760.

5tes Stück.

Schreiben, die Frucht- und Unfruchtbarkeit der  
 Obstbäume betreffend.

Mein Herr,

Sie nehmen es, als einen, durch die tägliche Erfahrung gnugsam bestätigten Satz an, daß die Obstbäume, als Aepfel: Birn: und andere fruchtbringende Bäume das eine Jahr weit reichlichere Früchte tragen, als das andere. Einige sind gar unfruchtbar: andere hergegen haben die schönsten Früchte.

Woher kommt aber dieser grosse Unterscheid? und welches sind die Ursachen einer so verschiedenen Fruchtbarkeit? Vielleicht werden sie die Ursachen in den Veränderungen der Luft, und in den übrigen Witterungen suchen; allein hierin kan ich ihnen nicht schlechterdings Beyfall geben. Ich räume ihnen ein, daß im Frühlinge, einige Zeit vorher, ehe die Bäume blühen, auch wenn sie in der Blüthe stehen, ja auch nachher in der Sehezeit die Früchte durch einen kalten Regen, durch Frost, durch allzu grosse Nässe, oder Dürre, oder auch durch allzu grosse Wärme verderbet werden können, so, daß von den sich zeigenden Früchten nicht das geringste aufkommt. Wenn aber zwey Bäume von einer Art Obst, in einem Garten, auch was den Platz betrifft, kaum einige Ruthen von einander stehen; der eine sitzt voller Aepfel, der andere hat

E

nichts



nichts, hat auch keine Blüthe gehabt, wie ich dieses Jahr Exempel davon gehabt habe; wie will man die Ursachen der Unfruchtbarkeit in der Witterung suchen, da sie bey beyden einerley gewesen. Der Witterung hat man es allerdings zuzuschreiben, wenn an dem einen Orte Obst wächst, an dem andern aber nicht: wenn von zwey Gärten vor einer Stadt, die einige Ruthen von einander liegen, der eine Früchte hat, der andere nicht, ob gleich die Güte des Erdreichs, die Wartung und Pflege einerley gewesen; es sey denn, daß in dem einen die, in den folgenden erklärte Brachzeit eingefallen wäre: welches aber doch in dem ganzen Garten nicht allgemein seyn würde, wenn nicht die Bäume alle von einem Alter wären. In dem oben berührten Falle aber ist es an sich widersprechend, daß Luft und Witterung in zweyen Bäumen von einer Art und Alter in dem einen eine andere Wirkung gethan haben sollte, als in dem andern. Wir müssen also die Ursachen der Unfruchtbarkeit aus einem andern Grunde holen. Und hievon will ich Ihnen, mein Herr, meine Gedanken, zu beliebiger Beurtheilung vorlegen.

Ehe ich mich aber wegen dieser Ursachen deutlich erklären kan, muß ich vorhero der Art und Weise gedenken, wie es zugehe, daß die Bäume Früchte tragen. Ich werde mich bey Untersuchung, und Beurtheilung verschiedener Meynungen nicht aufhalten. Ich will nur meine Gedanken, die mir mit der Natur, und Einrichtung der Bäume überein zu kommen scheinen, hersehen. Wenn wir die Früchte von den Bäumen eingesamlet haben, so können wir einige Zeit nachher schon an den Bäumen sehen, ob sie künftiges Jahr wieder tragen wollen oder nicht. Wir finden nemlich auf ihnen die sogenannten Tragknospen, welche aber noch ganz klein sind. Im Winter wird diesen die gehörige Nahrung entzogen, und also werden sie an ihrem Wachstume gehindert, welcher in einem fortgehen würde, wenn die Gefäße sich im gehörigen Stande befänden, den Nahrungsfaß zu bereiten, und den Knospen zuzuführen. Wir würden, wenn die Kälte nicht so strenge bey uns wäre, kurze Zeit nachher, wenn wir die Früchte eingesamlet, den Baum mit einem neuen Jahrwuchse prangen sehen. Die Reisebeschreibungen bestärken uns

in



in dieser Meynung. Nimt die Kälte ab, und wird die Erde durch die Wärme nach und nach wieder aufgeschlossen, daß sie den Bäumen Nahrung geben kan; werden durch die grössere Wärme die gleichsam erstarrten Gefässe der Bäume wieder in den vorigen Stand gesetzt, daß sie ihre Arbeit verrichten können: so wird der Knospe grösser, bricht aus zur Blume, und setzet sich, wo nicht Frost, oder andre Ungewitter, nebst den Kauten, das zarte Keimlein verderben, endlich zur Frucht an. Geht diese noch verlohren durch allerhand Unglücksfälle, oder wird die Blüthe abgeworfen, so können wir im eigentlichen Verstande nicht sagen, der Baum sey unfruchtbar, weil der Grund nicht in der Beschaffenheit des Baumes, sondern in den äussern Zufällen liegt. Finden wir nun solche Knospen, so können wir leicht merken, woher die Frucht komme: unsere Augen belehren uns am deutlichsten davon. Woher aber diese Tragknospen kommen, ist noch feiner zu untersuchen.

Die Wurzel, samt den Stamme des Baumes bestehet aus 3. Theilen: aus dem Marke, dem Holze und der Rinde. a) Das Mark bestehet aus einer schwammigten Substanz, und siehet durch Vergrößerungsgläser aus, wie lauter kleine Bläslein. Die Rinde bestehet gleichfalls aus einem solchen schwammigten Wesen, und noch einem Häutlein, welches allenthalben durchlöchert ist. Das Holz bestehet aus subtilen Fäserchen, und Röhren, die sich der Länge nach erstrecken. Aus den schwammigten Theilen der Rinde gehen kleine Röhren und Fäserchen in das Mark. b) Soll der Baum Frucht bringen; so muß sich, als ein wesentliches Stück, auch bey ihm ein Saame finden, daraus die Frucht wird, weil aus nichts nicht etwas werden kan. Das Holz kan ihn nicht aufbehalten, denn es bestehet nur aus Luft- und Saströhren die die Nahrung führen, und an ihren Orten bringen. In der Rinde ist er den ersten Anfällen des Ungewitters ausgesetzt, und könnte deswegen, weil er sehr zart, leicht verdorben werden. Es bleibt also kein bequemerer Ort übrig, als das Mark. Dieses erhält durch

a) C. Wolf, von den Wirkungen der Natur, Th. IV. C. 1.

b) Ibidem.



durch sein Salz und Del den Samen. Es hat aber das Del und Salz, welches sich von Natur in dem Marke, und den Saamen selbst findet, nicht die Kraft, den Saamen zur Frucht zu bringen. Der Saame hat die ganze Bildung der Frucht nach allen ihren Theilen im Kleinen in sich: wie solches die von vielen Naturkundigern angestellten Versuche ausweisen. c) Soll nun ein Baum Früchte tragen, so muß gleich anfangs der Nahrungsfaft in den Zubereitungsgefäßen geschickt gemacht werden, den Saamen zu ernähren. Diese Gefäße, welche keine andere als die schwammigte Materie der Rinde seyn können, weil das Holz nur aus Röhren besteht, die den Saft ab- und zuführen, sondern von dem Wasser, als der allgemeinen Nahrung diejenigen Theile ab, die zur Erhaltung des Samens in seiner Art nöthig sind. Durch die Röhren, welche aus der Rinde in das Mark gehen, wird dieser Saft dem Saamen zugeführt, welcher nicht allein dadurch ernähret, sondern auch vergrößert wird, um endlich zur Frucht zu werden. Ist nun der Saame so groß geworden, daß ihm sein voriges Verhältniß zu enge wird, so reißet er sich los, und suchet, weil ihm inwendig alles zu klein wird, einen Ausgang. Er wendet sich also nach der Rinde zu, und fängt endlich an loszubrechen. Alsdann zeigt sich an den Bäumen das, was wir Knospen nennen: und mit diesen Knospen gehen die Veränderungen vor, die wir oben angeführt haben, ehe eine völlige Frucht daraus herkommt. Die Bewegung des Saamens aber, ehe er zu einem Knospen wird, geschieht durch die Wärme. Diese dehnet die Luft aus. Da nun die Rinde sowohl, als das Mark voller Luft ist, so werden die Röhrelein und Bläslein auf solche Weise gedrückt, und der Saame in ihnen fortgetrieben. Auf gleiche Weise wird der Nahrungsfaft aus den Zubereitungsgefäßen, welche die Stelle des Magens gleichsam vertreten, in den Saamenbehälter gebracht, wo der Saame seine Nahrung davon findet. Es hat mit der Verfertigung der Frucht aus dem Saamen eben die Verwandniß, die es mit einem Menschen oder Thiere hat: sie liegt ebenfalls, wenn ich so reden mag, im Mutterleibe, und wird nach einiger Zeit aus demselben hervor gebracht und geboren.

c) C. Wolfens Erläuterung von Vermehrung des Getraides. C. 1. S. 5. Item Bedanken vom Gebrauch der Theile S. 245.

(Der Schluß folgt im künftigen Stück.)



Regensburgische  
**Sammlung kleiner Abhandlungen**  
 vom Jahre 1760.

6tes Stück.

Schluß des Schreibens, die Frucht- und Unfruchtbarkeit der Obstbäume betreffend.

**N**achdem ich dieses voraus gesetzt, so werde ich ihnen nun meine Gedanken von den Ursachen der Unfruchtbarkeit deutlich vortragen können. Ich nenne nicht, wie ich oben schon erinnert, einen jeden Baum, der keine Früchte trägt, unfruchtbar, sondern nur diejenigen, die keine Tragknospen gehabt haben: denn, wenn sie die nicht haben, so müssen die Ursachen allein in der Beschaffenheit des Baumes gesucht werden. Haben sie aber Knospen, so liegen die Ursachen, wenn sie verderben, auch mit in äussern Umständen. Hat nun ein Baum keine Knospen, so liegt die Schuld entweder an dem Saamen, oder an den innern Gefäßen, die zu der Zubereitung erfordert werden, oder an den Nahrungssäften. Soll die Schuld an dem Saamen liegen, so muß derselbe seine Fruchtbarkeit verlohren haben. Denn es ist sehr unwahrscheinlich zu glauben, daß Gdt Bäume ohne, oder mit solchen Saamen erschaffen haben sollte, der nicht tauglich zur Frucht wäre. Die Fruchtbarkeit kan der Saame nicht anders verlohren, als wenn es ihm an nöthiger Feuchrigkeit zu seiner Erhaltung fehlet, oder wenn ihn die überflüssige Nässe verdirbet. Beydes kommt von dem Wasser aus der Erde her, und also liegt die Schuld nicht an dem Saamen, sondern an dem Mangel dessen, was er nicht entbehren, oder an einem allzu starken Zususse dessen, was ihm durch seinen Ueberflus schaden kan. Dieses aber kan ihm nicht widerfahren, wenn die Zubereitungs- und Zuführungssäße, als die Rinde und das Holz, im Stande sind, ihren Ventrug zur

F

Fruchte



Fruchtbarkeit des Baumes herzugeben. Die Nahrungsäfte hindern also die Fruchtbarkeit nur alsdann, wenn die Gefäße in Unordnung sind.

Wir sehen hieraus, daß das mehreste auf die Gefäße ankomme: denn von einem gänzlichen Mangel der Nahrungsäfte ist hier die Rede nicht, weil derselbe nicht statt finden kan, wenn von zwey Bäumen von gleicher Art der eine Früchte hat, der andere aber gar keine Fruchtknospen getrieben hat. Findet sich der Mangel in den Theilen, welche zur Zubereitung der Frucht dienen müssen, so sind dieselben entweder gar verdorben, und können keine Dienste mehr thun, oder es findet sich ein Unvermögen in ihnen, welches von überhäufster Arbeit herkommt. In dem ersten Falle kan dem Baume nicht wieder geholfen werden, und man sagt, er ist trocken. Von dieser Art der Unfruchtbarkeit will ich nichts weiter sagen.

Ich habe mir nur vorgenommen, ihnen meine Gedanken von der Unfruchtbarkeit solcher Bäume zu eröffnen, die zuweilen tragen, zuweilen nicht. Diese suche ich nun vornemlich in dem andern eben berührten Falle, da die Bäume aus Mattigkeit unfruchtbar sind.

Wenn ein Baum sehr viel Frucht hat, so muß auch viel Nahrungsäfte da seyn. Die Zubereitungsgefäße müssen also beständig die Menge von Wasser an sich ziehen, und es zu der Nahrung des Baumes bereiten. Sollten nicht hiedurch ihre Kräfte erschöpft werden? sollten sie durch solche strenge Arbeit nicht geschwächer werden? Wir sehen dieses ja an vielen andern Dingen. Werden die Thiere in ihrer Arbeit übertrieben, so werden sie auf einige Zeit in ihren Verrichtungen unsichtig. Die Ruhe setzt sie wieder in den Stand, zu ihrer vorigen Arbeit zurück zu kehren.

Erägt nun ein Baum einige Jahre, so ist er matt, und muß Zeit haben, sich zu erholen, damit die Theile wieder zu ihrer Kraft kommen, die sie verlohren haben. Dieses geschieht ebenfalls durch die Ruhe, da sie nicht mehr Nahrung bereiten, als nur zu ihrer eigenen Erhaltung erfordert wird.

Wir können es die Brachzeit der Bäume nennen. Und warum sollte die nicht in den Bäumen eben die Wirkung haben, die sie in der Erde und unbesäeten Lande hat, welches sie auf das künftige Jahr desto fruchtbarer macht? Daß die Bäume in ihrer Fruchtbarkeit eine Ordnung



nung halten, bezeuget die Erfahrung ebenfalls: aus welcher ich nicht allein selbst angemerket, sondern auch folgende Anmerkung von vielen Alten gehört habe: daß die Bäume nicht über 3. oder 4. Jahr tragen, darnach aber ein, auch wohl zwey Jahre ruhen und brach liegen.

Ob nun diese Abwechslung notwendig, und in der Natur der Bäume gegründet sey, davon müssen uns die von Zeit zu Zeit aufgezeichneten Erfahrungen eine mehrere Gewisheit geben. Und wenn dieses ist, so haben wir es als eine besondere Vorsorge Gottes anzusehen, daß die Brachzeit aller Bäume nicht in einem Jahre fällt, weil wir alsdann einen gänzlichen Mangel an grünen Baumfrüchten haben würden, folglich des Vortheils und Vergnügens, welches wir daraus haben, entbehren müßten.

Wir haben es ferner, wenn obige Abwechslung gegründet ist, als eine große Güte des Höchsten zu erkennen, daß er die Brachzeit der Bäume nicht in unsere Willkühr und freyen Willen gesetzt hat, wie die Brachzeit der Erde. Wir würden sie zu viel oder zu wenig tragen lassen, weil wir ihre Kräfte so eigentlich nicht bestimmen können, wie bey der Erde, die wir selber besämen müssen. Beydes würde uns schaden. Denn einen einmal verdorrenen Baum können wir nicht wieder grünend machen, wie wir einen magern Acker düngen können. Sie würden aber verdorren, wenn wir ihre Kräfte zu viel anspannen, oder zu wenig gebrauchen wollten.

Die Grenzen, welche mir gesetzt sind, lassen mich nicht weisläufiger seyn. Vielleicht habe ich aber zu einer andern Zeit Gelegenheit, die Materie weiter auszuführen. Ich bin indessen zc.

### Wie ein entzündeter Rauchfang geschwind und sicher zu löschen.

Der Verleger dieser Blätter hält es vermöge der ihm bey hiesiger Köbl. Stadt aufgetragenen Feuer-Trabanten-Stelle vor eine Schuldigkeit ein sicheres und bewährtes Mittel die entzündeten oder brennenden Rauchfänge aufs geschwindeste und sicherste zu löschen, bekant zu machen. Wenn nemlich ein Rauchfang im Brand geräth, so muß man vor allen Dingen das unterliegende Feuer, wodurch der Brand entstanden, auseinander nehmen, damit die in die Höhe schlagende Flamme



me gemindert werde. Man hüte sich aber ja, daß man kein Wasser in dieses Feuer gieße, oder auch nur die Brände damit auslösche, als welches hiebey schädlich ist. Man nehme alsdenn ein irdenes Geschirre, sollte es auch nur eine alte Hohl-Ziegel seyn, lege eine gute Quantität glühende Kohlen darauf, setze dieses Kohlfeuer recht unter den brennenden Rauchfang, und werfe eine gute Hand voll Schwefel auf die Kohlen. So bald der Schwefel in Brand geräth, ziehet sich der saure Schwefel-Dampf mit der Luft in den Rauchfang hinauf, und das Feuer wird im Augenblicke ersticket, wenn es auch gleich bereits so überhand genommen hätte, daß die Flamme oben hinaus schlägt. Hierbey ist nur mit wenigen noch folgendes zu erinnern:

- 1) Das Ausgießen des Feuers mit Wasser muß, wie oben gedacht, um deswillen unterlassen werden, weil sich sonst der saure Schwefel-Dampf an die feuchten Wasser-Dünste schläget, und also in seiner Wirkung gegen das Feuer gehindert wird.
- 2) Wenn bereits Kohlen auf einem unter dem Rauchfange stehenden Heerde liegen, oder man kan die Kohlen ohne Gefahr aus dem Ofen vor das Ofenloch ziehen, so brauchet es keines absonderlichen Gefäßes.
- 3) Das Gefäß kan auch von Eisen, Kupfer oder Messing seyn, es wird aber durch den brennenden Schwefel verdorben.
- 4) Ist der Rauchfang sehr weit und hoch, muß man desto mehr Schwefel aufwerfen, auch bedürfenden Falls bis zur völligen Löschung mit dem Aufwerfen continuiren.
- 5) Bezogener Schwefel, oder Schwefel-Faden, wenn man die haben kan, sind hierzu am besten, weil sie geschwind und heftig brennen, in Ermangelung deren aber schlage man nur den ganzen Schwefel ein wenig in Stücke.
- 6) Sollte sich das Feuer im Rauchfange so lange verhalten haben, daß unten keine Kohlen mehr vorhanden wären, so muß man in Ermangelung der Schwefel-Faden geschwind ein klein Holz-F Feuer anmachen, und den ganzen Schwefel in Brand bringen.
- 7) Bey dieser Lösungs-Art hat man sich nicht zu befürchten, daß der Rauchfang etwa springen möchte, wie durch Wassergießen, Schiessen, und dergleichen gewaltsame Mittel zuweilen zu geschehen pfleget.



Regensburgische  
**Sammlung kleiner Abhandlungen**  
 vom Jahre 1760.

7<sup>tes</sup> Stück.

Abhandlung von den sogenannten Erdäpfeln, deren Gebrauch  
 sowohl bey Menschen als Vieh grossen Nutzen giebt.

CAP. I.

Von denen, so von Erdäpfeln geschrieben haben.

- 1) Das allgemeine Haushaltungs-Lexicon, Leipz. 1751. in 4<sup>to</sup> sub voce  
 Tartuffeln.
- 2) Der Hofrath Zink im allgemeinen öconomischen Lexico, Leipzig, 1744.  
 sub voce Tartuffeln, ingleichen sub tit. Patatas.
- 3) Deconomische Nachrichten 1750. p. 55. & 377.
- 4) Leipziger Sammlungen Tom. I. pag. 52. 63. 64. 66. 67. 70. 73. 69.  
 954. 955. 964. 967. Tom. VII. pag. 422.
- 5) Streiberg in der Abhandlung von Verbesserung des Ackerbaues.
- 6) Rinold in oeconomia experimental.
- 7) Florinus in dem Hausvater p. 683.
- 8) Doct. Brückmanns 1745. kurzer Bericht von Erdäpfeln.
- 9) Deconomische Fama, im VIII. Stücke.
- 10) J. B. v. Rohr, in der Einleitung zur Wirthschaft 468.

CAP. II.

Erdäpfel nennen andere auch wohl Erdbirn, Tartuffeln, Patatas.  
 Ob wohl diese Früchte zum Theil gar sehr von denenjenigen  
 unterschieden sind, welche im Voigtlande und vor dem Thü-  
 ringer Walde gebauet werden; so ist deren doch auch eine  
 doppelte Gattung, davon die eine mehr ins weisliche, die  
 andere mehr ins gelbliche fällt.

G

§. I.



## §. 1.

Es ist also eine Frucht, die unter der Erde mehr in die Ründung als die Länge, und wenn die Jahre gut sind, zu einer ziemlichen Größe wächst, so, daß deren ein Paar öfters ein Pfund wiegen, auch einen Gofältigen Bucher geben, und vor Menschen und alle Arten von Vieh auf sehr vielerley Art genuzet werden.

§. 2. Die Hauptfeinde derselben sind 1) die Kälte, 2) die Fäulung, 3) die sogenannten Engerlinge.

§. 3. Die Fortpflanzung derselben geschiehet entweder durch Saamen, der aber um deswillen wenig tüchtig, weil die bösen Regen selbigem schaden, am meisten aber darum, weil er zu keiner gehörigen Reifung gelanget, mithin sehr sparsam aufgehet; Man bedienet sich aber auch desselben nicht, weil man etliche Jahre sich damit schleppen, und die Arbeit ohne weitem Nutzen thun muß; oder durch die Frucht selber, die man im Herbst aus dem Erdboden genommen hat, die man aber vor der Winterkälte sehr sorgfältig an einem trockenen Orte verwahren muß. Sind die Früchte nun groß, so kan man dieselben in 2. bis 4. Stücke zerschneiden, wenn man eben im Begriff ist, dieselben zu legen.

§. 4. Der Boden kan sandigt, und auch starkes fettes Feld seyn, sie thun jedoch im Sande vorzüglich besser.

§. 5. Man brauchet aber mehrentheils diejenigen Felder dazu, welche voller Queckgras und Unkraut sind, um dieselbigen, durch die, bey der Wartung der Erdäpfel nöthige Ausjätung zu reinigen, und dadurch den Acker zu einer künftigen reichen Korn- oder Weikenerndre zuzubereiten.

§. 6. Insgemein wird das Feld erst gut mit Dünger versehen, sodann durch den Pflug und zweymaliges Ackern zu Ende des Monats Aprilis, und wenn man keine starke Fröste mehr vermuthet, zum Legen zubereitet, wiewohl nicht zu leugnen, daß diejenigen, welche das Feld mit Grabsteden zubereiten und umgraben, besser, als die erstern dabey fahren.

§. 7. Es werden aber, wenn dazu geackert, und mit dem Pfluge das Feld gearbeitet wird, die Saamenerdäpfel in die aufgerührte Furche, die wenigstens drey Zolle tief seyn muß, ohngefähr einen guten Mannschuh weit von einander eingelegt, und sodann eingeegget.

§. 8. Bey dem Zerschneiden der grossen Äpfel aber muß vornemlich darauf gesehen werden, daß man die Augen nicht verlezet, sonst verderben die zerschnittenen Stücke.

§. 9. Wenn aber dazu gegraben worden, pfeget man dazu entweder ordentlich zu stufen, als wenn man Kraut pflanzen wollte, oder es wird ein



ein 3. Zoll tiefes Gräbgen gemacht, und nach vorgedachter Art und Weise dieselbe darin, wenigstens eine halbe Elle breit von einander geleyet, und die Brust mit einem eisernen Rechen zugezogen.

§. 10. Wenn nun dieselben aufgegangen, und im 4ten oder 5ten Blatte stehen, werden dieselben behacket, und wie der weiße Kohl gehäufelt, welches, wenn es wiederholet wird, vorzüglich ist. Besonders aber muß dabey beobachtet werden, 1) daß alles Unkraut von Zeit zu Zeit rein ausgejätet wird, 2) daß die kleinen Fäserchen oder Wurzeln nicht verletzet werden, 3) daß man das Kraut nicht vor der Zeit abschneidet, sondern entweder es darauf gar verdorren läßt, oder nicht ehender, als wenn es gelb wird, und der Apfel mit dem Saamen abfällt.

§. 11. Die Zeit der Ausnahme ist mehrentheils 1) kurz nach Michaelis, 2) oder wenn man vermuthet, daß es bald Frost geben werde, 3) zu einer recht trockenen guten Zeit; denn wenn es zur nassen Zeit geschiehet, kommt die Fäulung bald hinein, 4) wie denn auch davor gesorget werden muß, daß die Erde alle herunter gehe, 5) daß auf einem Boden oder in Kammern dieselben überwelken, 6) ehe sie in einen trockenen Keller, wo es nit feuchte, und 7) wo es nicht hinein frieret, gebracht, und sodann 8) sorgfältig vor dem Froste verwahret, 9) fleißig ausgelesen, und dasjenige, was angehet und faul wird, vor das Vieh ausfortiret wird; besonders müssen die im Ausgraben verletzten weggethan werden.

### CAP. III.

**Der Gebrauch derselben ist theils vor Vieh, theils vor den Menschen.**

#### §. I.

Vor das Kindvieh und Schafe werden dieselben gemeinlich mit Stroßeisen klein gestossen; der Landmann aber schneidet dieselben sehr dünne, und so zart, wie man immer kan, und gibts entweder mit dem Schrote oder Hafer.

§. 2. Man beobachtet, daß, wenn man mit Wickenschrote dieselben dem Viehe, und zwar 1) in kleinen Dosisbus, 2) öfterer, 3) Leintuchen öfters ins Saufen giebet, binnen 2. Monaten ein Stück nach Wunsche fett gemachet werden kan.

§. 3. Dem Schweinviehe werden dieselben mit mehrern Nutzen gekochet, gestalket ohngekochet dieselben mehr Schaden als Nutzen bringen.

§. 4. Dem Federotehe werden sie klein gestossen, und mit etwas Schrot vermengert gegeben, und damit binnen kurzer Zeit solches fett und sehr annehmlich gemachet.

§. 5.



§. 5. Was den Gebrauch derselben vor Menschen anlanget, so ist derselbe gar sehr groß und beträchtlich.

§. 6. Das Hauptwert ist, daß es zum Brod mit gebraucht wird, dabey aber anzumerken ist, daß man nicht zu viel dazu nehmen darf, ausset dem wird es wasserschlicht.

§. 7. Dieser Gebrauch ist nun zweyerley, der eine ist: Man schneidet dieselben in dünne Scheiben, dorret sie in gelinder Wärme auf, und wenn man mahlen will, nimmt man 3. Theile Korn, und einen Theil Erdäpfel, und mahlet es durch einander ab, da man denn ein gutes Mehl und schönes Brod bekommt. Der andere ist, wenn das Brod geknetet wird, und man sollte Mehl dazu nehmen, so nimmt man dessen nur halb so viel, und auf die Helfte werden Äpfel genommen, a) dieselben gekochet, b) die Schaale abgezogen, c) die Erdäpfel zerdrückt und in ein Säcgen gethan, d) und gepresset, sodann aber beynt Kneten zerrieben, und mit eingeknetet. NB. Unter dem Gerstenmehle thun sie nicht gut.

§. 8. Wenn man zu Stärke und zu Puder, oder auch zu Gebackenen dieselben gebrauchen will, so werden 1) die weislichten vor den gar gelben oder rothen erwählt, man muß aber 2) dieselben reine abschaben, 3) auf Reibeisen in einem grossen Troge reiben. 4) darauf Wasser thun, und so lange 5) es mit frischem Wasser abschwemmen, bis dieses nicht mehr trübe wird. 6) sodann läset man es sich setzen, und das Wasser gelinde abseigen, 7) darauf, wenn es schön weiß, wird es in einen Sack gethan, und 8) über Nacht gepresset, 9) wenn es zur Consistenz gediehen, schneidet man es, wie die Seife, in lange Riegel. 10) diese werden allgemach getrocknet, 11) und sodann, wenn sie hart, reinlich aufbehalten. 12) Will man es nun zu Stärke oder Puder, oder Gebackenen von allerhand Art gebrauchen, wird es gestossen, und 13) durchgesebet, so hat man a) Stärke, b) Puder, c) das schönste Krastmehl.

Wenn man nun Kuchen oder anderes Gebackenes machen will, wird ein Theil gutes Mehl dazu genommen, und mit Milch und Eyer angemacht, da es denn rechttes delicates Gebackenes abgiebet. 1) Dieses muß aber frisch verspeiset werden, 2) bey der Stärke muß man wol Acht haben, daß die Wäsche nicht grau oder gelbe wird.

§. 9. Sonst kochet 1) der Bauer Klöße daraus, 2) nimmt es zu Pfannenkuchen, 3) isset dieselben mit Salz und Pfeffer, wenn sie gekochet und geschälet, 4) machet aus den gekochten auch Salat, 5) kochet sie an Fleisch, statt Gemüses, 6) schonet dabey des Brodes, und isset die Erdäpfel ohne Brod. Es ist also Manna Thuringorum, man machet alle Arten von Speisen durch die verschiedenen Brühen daraus, und giebet ihnen den Geschmack, den man zu haben wünschet.



Regensburgische  
**Sammlung kleiner Abhandlungen**  
 vom Jahre 1760.

8tes Stück.

Abhandlung von dem Brande im Getreide, und den Mitteln  
 solchem zu wehren.

**U**nter den Krankheiten, welche dem Getreide zustossen können, ist der Brand eine der vornehmsten. Alle Gattungen der Feldfrüchte, welche ihr Korn in Aehren setzen, sind demselben unterworfen. Jedoch findet sich dieses Uebel bey einigen häufiger, als bey andern. Insonderheit wird der Weizen durch den Brand zuweilen gar stark mitgenommen. Man muß sich bemühen, die Natur dieses Übels kennen zu lernen, wenn man die Ursache, warum dasselbe bey einigem Getreide mehr, bey andern weniger statt findet, entdecken, und zugleich die Arzeney dagegen erforschen will. Die Benennung des Brandes ist von dem Augenscheine entlehnet. Das Korn, welches dadurch ist verderbet worden, hat das völlige Ansehen, als wenn ein wirkliches Feuer dasselbe in Kohlen verwandelt hätte. Der Geruch aber widerspricht der Erfahrung unserer Augen, und scheint vielmehr von einer Fäulniß ein Zeugniß abzulegen. In der That ist der Kornbrand eine beißende, und man kan auch sagen, giftige Materie. Die Schärfe derselben lässet sich leicht empfinden, wenn man ein wenig von brandigten Korne mit der Zunge versuchet, und das Gift ist denen bekannt, welche von ohngefehr das Unglück gehabt haben, daß etwas von dem Brande in eine offene Wunde hinein gestäubet ist. Es entstehet bey so gestalteten Sachen eine Erhthung des Schadens, die sich nicht anders, und nicht glücklicher, als durch ein schmerzhaftes Geschwür in der Wunde endiget. Ich habe öfters Mühe angewendet, mit Vergrößerungsgläsern die Substanz des Brandes näher zu untersuchen. Allein, ich muß gestehen, daß ich mein Gesicht nicht genug habe waffnen können, etwas mehr, als Staub zu entdecken. Vielleicht finden sich aber geschicktere Naturforscher, die in dem schwarzen Staube auch lebendige Creatürchens wahrnehmen, und so



bald dieses geschiehet, muß ich mich zufrieden geben, wenn mein sechziges Lehrgebäude vom Kornbrande von selbst niederfällt. Man kan alsdenn sagen, daß die kleinen Würmer, durch ihren Fraß, die Körner auf solche Weise verzehren, daß sie eine Menge Eyerchens zurück lassen, die sich an das gesunde Korn leicht ansetzen, und wenn solches wieder zur Saat gebraucht wird, eine neue Bruth zeugen, die in der darauf folgenden Erndte dem Ackermann den betrübten Anblick von dem unter seinem Getreide überhand genommenen Brande vor Augen stellen. Es ist wahr, diese Theorie würde neuodiger klingen, allein meine Untersuchung saget mir davon nichts. Ich will es demnach wagen, den Brand in dem Getreide vor diesmal eine Materie zu nennen, welche den Saft, der zur Erzeugung des Kornes dienen soll, in eine Gährung bringet, und ihn also zu seinem Endzwecke ungeschickt machet. Zwey Dinge sind dabey allerdings sonderbar. Zuerst: Daß der Wachsstum der Blätter und des Halms dadurch nicht den geringsten Abbruch leidet, und zweytens: daß dieser Materie eine so sehr ansteckende Kraft eigen ist. Was das erste anberrift, so glaube ich, daß die Saströhren des Saamentorns, welche zu der Anlage der Frucht, so daraus erwachsen soll, leiten, von einem weitem Umfange seyn müsse, als diejenigen sind, aus welchen die Blätter und der Halm des Getreides hervor kommen. Ist dieses, so darf man nicht lange fragen, warum der Brand nur allein die Frucht, und nicht auch den Stengel zerstöhre? Die weitem Saftgänge sind nemlich nur geschickt, jene scharfen Theile einzulassen, welche sowohl durch den vegetabilischen Trieb immer weiter fortgestossen werden, wie auch durch ihre gährende Kraft selbst die fruchtbringenden Säfte in Gährung setzen, und sie also zu dem eigentlichen Endzwecke der Natur unfruchtig machen. Daß dieses Uebel bey einigem Getreide so sehr ansteckend ist, lässet sich aus der Schärfe der Materie, woraus dasselbe entspringet, und aus den äussern Eigenschaften des Kornes, welches dieser Krankheit am mehresten unterworfen ist, sehr süglich erklären.

Der Brand ist einem Sauerteige ähnlich, und wer weiß nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert? Weil er dabey einem Staube gleicht, so hat er auch die Eigenschaft, sich an andere Körper anzuhängen, welche ihm, wenn er in Bewegung gesetzt wird, nach seiner Richtung am nächsten entgegen stehen. Da man nun das gesunde mit dem brandigten Korne nicht allein zugleich einerndtet, sondern auch beydes auf einmal drischet, so ist es kein Wunder, wenn sich der Brand mit dem grösssten Theile der gesunden Körner vereinbaret. Es kommt also nur darauf an, daß es die Beschaffenheit des Kornes selbst verstatte, daß dieses



dieses Gift gleichsam bis in seine Seele hinein dringe. Die Gerste, der Rocken und Haber sind von der Natur mit ziemlich dicken und festen Hüllen versehen worden, welche gegen den Brand anstatt der Schilde dienen. Man versuche es aber, und weiche einige Körner von den jetzt genannten Feldfrüchten ein, daß ihre Schale weich und geschmeidig werde; oder man schabe die äussere Härte davon ohne Beleidigung des Keims ab, und lasse nur wenige Stäubgen vom Brande darauf fallen, so wird es die Erfahrung beweisen, daß ein solcher mit Brande geschwängelter und gepflanzter Saame, er sey von welcher Gattung des Kornes er wolle, nichts anders als eine brandigte Lehre hervorbringe. Indem nun die Zärtlichkeit der Hülle bey einem jeglichen Getreide die Ursache und Schuld daran ist, wenn sich der Brand in demselben fortpflanzt, so siehet man auch hiedurch den Grund ohne Mühe ein, warum der Weizen von dieser Krankheit am leichtesten kan angegriffen werden. Unter allen Lehrenfrüchten ist keine, so eine feinere Schale habe, als diese, und also auch der verderblichen Brandmaterie weniger Widerstand leisten könne.

Da aber der Weizen in unsern Gegenden ein sehr erträgliches und nutzbares Getreide ist, so glaube ich, daß dem gemeinen Besten ein um so viel grösserer Dienst gerhan werde, wenn man die, durch Erfahrung und Vernunft genugsam bestätigte Arzneymittel, welche den Schaden, der durch den Brand demselben zustossen kan, abhelfen, ganz offenherzig bekant macht. Das Waschen ist zwar ein allgemeines Mittel, welches pflegt gebrauchet zu werden, wenn man vermuthet, daß der Weizen durch den Brand sey angesteckt worden, und man ihn dennoch zur Saat wieder anwenden muß. Ich will dasselbe nicht gänzlich verwerfen; allein ein jeder Ackerverständiger wird mir doch Recht geben, daß auch die behutsamste und vielfältigst wiederholte Reinigung, sollte sie auch mit Salzwasser geschehen seyn, nicht hinreiche, allen Brand von diesem Korne zu entfernen. Die Saftrohren werden vielmehr in den Körnern durch das Wasser geöffnet, und wie leicht ist es geschehen, daß einige Theilchen von dem, ohnehin schon anklebenden Brandgiste hinein dringen. Ein blosses Küchensalz ist theils zu schwach, theils auch an den mehresten Orten zu kostbar, daß es in der gehörigen Menge, zu der Berrilgung dieses Uebels, in dem Saatweizen könnte angebracht werden. Man muß daher zu tüchtigern und bequern Mitteln greifen. So viel kan man gleich zum voraus sehen, daß eine Weize der andern den Garaus machen müsse, da man die schädliche und scharfe Materie auf keine andere Weise von dem Korne wegzuschaffen im Stande ist. Die Erfahrung weist uns hierzu den Kalk an, und man gehe damit folgender Gestalt zu Werke.

Nachdem



Nachdem der Weizen gewaschen ist, so lässet man das Wasser davon ablaufen, und schüttet ihn nachgehends, so feucht wie er da ist, auf einem reinen Boden in Haufen. Kan man es haben, so ist es am besten, wenn ein Gipsboden dazu erwählet wird, weil solcher von allen Staube und aller Unreinigkeit am füglichsten zu saubern ist. Ueberhaupt ist die Keinigkeit bey dieser Unternehmung, wenn sie von gutem Erfolge seyn soll, unentbehrlich. Ist der Weizen auf solche Art in Haufen gebracht, so nimt man lebendigen Kalk, und löschet denselben in so vielem Wasser ab, daß dasselbe eine dichte Milchfarbe davon erhält. So bald der Kalk nicht mehr kochet, und das Wasser die gehörige Gestalt davon angenommen hat, schüttet man es, so warm wie es ist, über das Korn her, und zwar in so großem Maasse, daß es an dem Boden reichlich wieder hervorrinnet. Hierauf seget man mit einem noch ganz neuen Reisbesen das Kaltwasser so lange immer wieder auf den Weizen zurück, bis man gewiß muthmassen kan, daß alle Körner davon sind befeuchtet worden. Ist dieses geschehen, lässet man das Korn zwölf Stunden also ohnangerührt, damit es sich mit der Kaltbeize durchlege, und die scharfe Brandmaterie auf solche Weise getödtet werde. Nachgehends wird der Weizen ausgebreitet, auf daß er wieder etwas trockne, und wenn er zum Säen nicht mehr zu feucht ist, streuet man ihn ohne Verzug in den Acker. Man hat hiebey nicht allein die Freude, daß die Saat in wenig Tagen fröhlich aufschiesset, sondern die Erfahrung wird auch einem jeglichen lehren, daß man für allem Brande, solten auch die Körner vorhin ganz schwarz und stinkend davon gewesen seyn, durch die Anwendung dieses Mittels vollkommen in Sicherheit gestellet ist.

### Von Kornwürmern.

In Holland hat man ein Mittel, das Getraide vor den Kornwürmern zu verwahren, erfunden, welches um so mehr verdienet bekannt gemacht zu werden, als es mit den geringsten Kosten angebracht werden kan. Man nimt nemlich von dem Wasser, darinnen die Fasbinder oder Würtner ihre Weiden eingeweicht haben, damit sie dieselben desto leichter bearbeiten können; sie müssen aber ungeschält, und mit der Rinde darin gelegen haben. Wenn nun das Wasser nach Verlauf einiger Zeit eine schwarze Farbe, einen starken Geruch, und einen herben Geschmack angenommen, so besprizet man damit die Wände und das Dach des Speichers oder Bodens zu 2. bis 3. unterschiedenen malen, ehe man das Getraide auftragen läßt. Auf diese Weise wird man, wie man versichert, nimmer sehen, daß sich dieses Ungeziefer an das Getraide wagen wird.



Regensburgische  
**Sammlung kleiner Abhandlungen**  
 vom Jahre 1760.

9tes Stück!

Eine Sonnenuhr an das inwendige der Wand eines Zimmers anzubringen.

**M**an versiehet sich mit einer Glasplatte, die an einer Seite poliret, an der andern aber nur matt geschliffen ist, aus einer Spiegel fabric; oder man läßt ein Spiegelglas an der einen Seite mit Uhrsand matt machen. Die Länge dieser Platte muß wenigstens acht, und ihre Breite sechs Zolle betragen: wird sie grösser genommen, so kan doch ohngefehr diese Verhältniß ihrer Seiten beybehalten werden.

In die Wand des Zimmers, an welche man die Uhr anbringen will, wird ein Loch gebrochen, so groß als die Platte, die man zu der Uhr bestimmet hat; weil dieselbe dieses Loch von innen wird schliessen müssen, indem sie mit ihrer längern Seite dem Horizont parallel lieget, und ihre innere Fläche, welche die matt geschliffene seyn muß, in die innere Fläche der Wand fällt.

Noch wird in dieses Loch eine andere Platte von eben der Größe gesetzt, welche von Eisen seyn kan. Diese lieget dem Orte, in welchen die Glasplatte kommen soll, parallel, und ist von demselben etwas weniger, als um dieser ihre halbe Höhe entfernt. Das übrige zwischen den zwei Platten bleibet leer, welche Hohlung, insonderheit bey einer schlechten Wand, man am besten versichern kan, wenn man einen viereckigten Kasten von Eisenblech, nach der Größe der Glasplatte machen läßet, welche



the eine der zwey grösssten Seiten derselben abgeben muß, und diesen in die Wand mauret, oder sonst befestiget: da denn die der Glasplatte entgegen stehende Seite des Kastens die angezeigte Platte, welche das Loch schliessen soll, abgiebet.

Oben, höchstens in der Entfernung eines Zolles vom Rande, wird in diese eiserne Platte ein rundes Loch gemacht, ohngefähr so groß, daß eine Erbse durchfallen kan. Dieses Loch kan offen bleiben: man thut aber besser, wenn man es mit einem kleinen Stücke eben geschliffenen Glases schliesset, und noch besser, wenn man sich dazu einer Glaslinse bedient, die ihren Focus ohngefähr zwey bis drey mal so weit wirft, als die Glasplatte von dem Loche entfernt ist. Um das Loch muß die Platte scharf gemacht werden, oder man mache lieber das Loch in dem Eisenbleche etwas zu groß, und verringere dasselbe inwendig durch eine kleine messingene Platte, welche mit einem wohl ausgedrehten conischen Loche versehen ist.

Man thut nicht bey allen Uhren wohl, wenn man dieses Loch in die Vertical-Linie setzet, welche die Glasplatte in zwey gleiche Theile theilet. Es ist dieser Ort der beste, wenn die Wand gerade nach Mittag steht: bey abweichenden Wänden aber gehen immer einige Stundenlinien verlohren, wenn man denselben erwählet. Doch lassen sich hievon keine Regeln geben, welche auch diejenigen verstehen könnten, die der Gnomonic nicht kundig sind. Das einzige kan gesagt werden, daß das Loch von der gedachten Mittel-Linie desto mehr nach der Mittagsseite abweichen müsse, je mehr der Wind gegen Morgen oder Abend gefehret ist. Endlich schadet die Lage des Loches der Richtigkeit der Uhr nicht das geringste. Von außen muß die Sonne frey auf das Loch scheinen können.

Ist dieses alles dergestalt eingerichtet, und an die Wand unbeweglich befestiget, so versee man sich mit einer gemeinen Aequinoctial, oder Horizontal-Sonnenuhr, die eine Axe hat, und nicht blas mit einem Puncte weist. Weil diese Uhr nur wenige Tage dienen soll; so ist es leicht, sie von Holze richtig und beständig genug zu machen. Ich will setzen,



setzen, dieselbe sey eine Aequinoctialuhr, und nicht weit von der Glasplatte richtig gestellet.

Wenn nun diese Uhr eine volle, halbe oder viertel Stunde weiset, so bezeichne man auf der Glasplatte den Punct, auf welchen das Mittel des hellen Fleckes fällt, der von dem einfallenden Lichte auf derselben gebildet wird, und schreibe die Stundenzahl verlohren darneben. In dieser Arbeit fahre man fort, so lange noch der helle Flecken auf die Glasplatte fällt: so erhält man vor jede Stundenlinie einen Punct, durch welchen dieselbe gehen muß. Damit man aber diese Linien ziehen könne, wird vor jede derselben noch ein Punct erfordert. Es wäre zu langweilig, zweien oder drey Monate zu warten, bis man diese Puncte in einer genugsamen Entfernung von dem erstern auf eben die Art durch die Sonne bestimmen könnte. Es kan aber dieses dadurch vermieden werden, daß man sich des Mondes, wie vorhero der Sonnen, oder auch des Mondes allein bedienet. Wenn nemlich der Mond an der Aequinoctialuhr eine ganze, halbe oder viertel Stunde weiset, so bemerke man auf der Glasplatte die Mitte des auf dieselbe fallenden hellen Fleckes, wie bey der Sonne, und schreibe die Stunde darneben, welche der Mond auf der Aequinoctialuhr gewiesen hat, ohne sich zu bekümmern, wie viel es eigentlich an der Zeit sey. Denn man bedienet sich hier des Mondes blos als eines entfernten Lichtes; und eine Facet würde eben die Dienste thun, wenn sie in einer hinlänglichen Entfernung einen merklichen Schatten wirffe.

Hat man auf diese Art eine hinlängliche Zahl genugsam von einander entfernten Stundenpuncten erhalten: so ziehe man jede zweien derselben, die mit etnerley Zahlen bezeichnet sind, mit Reißbley zusammen, und verlängere diese Linien, welche die Stundenlinien seyn werden, so weit man es nöthig befindet. Das übrige mache man nach Belieben, so ist die Uhr fertig. Es müßte dann seyn, daß man eine Zeit erwählter hätte, bey welcher nicht alle Stundenpuncte auf die Platte haben fallen können, da denn die übrigen zu einer andern Zeit nachgeholer werden müßten, auf welche man nicht lange warten darf, wenn man sich des Mondes bedienet.

Will



Will man auch die krummen Linien haben, welche die Tageslängen, oder den Eintritt der Sonne in die zwölf Zeichen anzeigen, so können sie gemacht werden, wenn man an dem Tage, an welchem die Sonne in dieses oder jenes Zeichen tritt, oder den Tag zuerst eine gewisse Zahl von Stunden lang machet, den Weg des Mittelpuncts des hellen Fleckes mit dem Benstifte verfolget. Und man erhält auf diese Art die Linien fast genauer, als wenn man sie nach den gewöhnlichen Anweisungen verzeichnet.

Damit eine dergestalt gezeichnete Uhr nicht ausgewischet, oder sonst verderbet werden möge, kan man eine andere Glasplatte, die eben nicht geschliffen seyn darf, wie ein Bild in einem Rahmen befestigen lassen, und die Uhr damit bedecken. Es haben dergleichen Uhren vor den gewöhnlichen Schattenuhren den Vorzug, daß man an denenselben, auch bey etwas wolfigten Himmel, die Zeit bemerken kan, da die Sonne keinen scharfen Schatten wirft. Im gegentheile sind an denenselben nicht leicht mehr als 8. Stundenlinien zu haben, und man muß zwey oder drey dergleichen Uhren machen, wenn man alle Stunden, auch der längsten Tage haben will.

### Von den Pockengruben oder Blattermassen.

Da diese dem schönen Geschlechte eine so verhaßte und verdrießliche Sache sind, und manche davon so gewaltig zu verstellen pflegen, so wollen wir demselben zu Liebe ein leichtes doch sicheres Mittel sich dafür völlig zu conserviren, entdecken; und dieses bestehet lediglich darinnen, daß solche Personen, die von den Blattern überfallen worden, und solche glücklich überstanden, ihr Gesicht aufs sorgfältigste vor der freyen Luft verwahren, es wäre dann daß eine Wachs-Larve über das Gesicht gemacht würde. Denn man hat sehr viele Kinder gesehen, die an dem ganzen Leib, ja manchmal noch weit mehr Blattern an andern Orten als im Gesichte gehabt, gleichwohl aber nachgehends an keinem Theil des Körpers, als eben im Gesichte, wo sie am allerverdrießlichsten sind, Zeichen davon behalten. Die Ursache kan wahrscheinlich in nichts anders liegen, als darinnen, weil alle Gliedmassen, die Hände ausgenommen, wo man aber auch bisweilen starke Narben behält, durch die Kleider vor der freyen Luft jedesmal wohl bewahret werden, und weil eben diese die Haut pressen und sie wieder glatt machen. Die Larve, deren man sich zu bedienen hat, könnte etwa nur von weißer Leinwat seyn, die durch ein Wachs gezogen ist.

☉ ( 0 ) ☉



Regensburgische  
**Sammlung kleiner Abhandlungen**  
 vom Jahre 1760.

10<sup>tes</sup> Stück.

Ob es nach den Regeln der Staatskunst rathsam ist, den Verlust einer Schlacht zu läugnen, oder falsche Siege und Vortheile auszubreiten.

Die große Aufmerksamkeit aller Menschen ist jeko auf die Zeitläufte gerichtet; und in der That ist die Gestalt der Sachen so beschaffen, daß unsere ernstliche Betrachtungen an dieser Aufmerksamkeit eben so viel Antheil nehmen müssen, als unsere Neugierigkeit. Ein Verfasser periodischer Schriften muß die Gestalt der Zeiten nicht ganz außer Augen setzen. Ich glaube, daß es den meisten meiner Leser angenehmer seyn wird, wenn ich jeko den Endzweck meiner Blätter ein wenig ausdehne, und daß sie jeko lieber Abhandlungen über verschiedene Fragen der Staatsklugheit, die mit der Beschaffenheit der Zeiten Verwandtschaft haben, lesen, als wenn ich ihnen Porcellan zu machen, Holz zu pflanzen, oder die Leinwand auf Holländische Art zu bleichen lerne.

Es geschiehet in den Kriegen nicht selten, daß sich der eine Theil fälschlich den Sieg zuweignet. Man thut dieses nicht nur, wenn der Vortheil ziemlich gleich gewesen ist, sondern so gar, wenn man würtlich geschlagen worden ist. Man findet hin und wieder glaubwürdige Nachrichten, daß der Prinz Eugen dieses Kunststück mehr als einmal ausgeübet hat. Der gegenwärtige Krieg hat uns gleichfalls bereits hiervon ein Beyspiel gegeben; und wahrscheinlich gehöret es in das neue Staats-System, daß man Mienen von dieser Art wird mehr springen lassen. Es wird also meinen Lesern nicht unangenehm seyn, wenn ich die Frage untersuche: ob es nach denen Regeln der Staatskunst rathsam ist, den Verlust einer Schlacht zu läugnen, oder falsche Siege und Vortheile auszubreiten. Ich will erst die Gedanken des berühmten Bayle in einer, seinem historischen

K

und



und critischen Wörterbuche angefügten Dissertation über diesen Gegenstand, jedoch ohne die häufigen Citationen mittheilen, und sodann will ich selbst meine Meynung hiervon sagen.

„Man eignet der Catharina von Medicis diesen Spruch zu: daß eine falsche Neuigkeit, die drey Tage geglaubt wird, einen Staat retten könne. Die Geschichte ist voll von dem Nutzen der falschen Neuigkeiten. Die Häupter der Lige behaupteten sich dadurch lange Zeit in Paris. Der Herzog von Maine, der nicht läugnen konnte, daß er die Schlacht bey Ivry verlohren hatte, breitete das Gerüchte aus, daß der Bearner hier todt geblieben wäre, und daß die Lige auch in andern Gegenden siegreich wäre. Peter Matthias (in der Geschichte Ludwig des eilfften) erzehlet, daß der Graf von Charolots, welcher einsah, wie nöthig es war, daß seinem Heere durch die Hoffnung eines schleunigen Beystandes Muth gemacher würde, mit einem Barfüßer Mönche abredete, daß er sich stellen mußte, als käme er aus Bretagne, mit dem Vorgeben, daß er die Armee so nahe zurück gelassen hätte, daß man sie noch diesen Tag ankommen sehen würde. Dieses Kunststück vermehrte wo nicht den Muth, jedoch die Gedult des allerniedergeschlagensten, und man zog aus dieser Lügen Vortheil, wenigstens die kurze Zeit über, daß sie geglaubt wurde. Das große Verlangen die Völker aus Bretagne ankommen zu sehen, verursachte, daß man diese Lügen als eine Wahrheit annahm, ohne sie zu untersuchen. Wenn ein Kriegsheer oder eine Stadt Beystand erwartet, so muß man beständig versichern, daß er kommt, und wenn man auch Zeitung von dem Gegentheile hätte, so ist es der Klugheit eines Oberhauptes gemäß, ein ganz ander Gerüchte laufen zu lassen. Syphax meldete dem Scipio, daß er ihm nichts weniger als Beystand schicken könnte, sondern daß er vielmehr auf die Seite von Carthago getreten wäre. Scipio erzeigte dennoch denen Abgesandten die besten Bewirthungen und Schmeicheleyen, und beschenkte sie reichlich, damit er seine Leute glaubend machen möchte, daß Syphax käme, und daß die Abgesandten nur wieder umkehrten, um seine Ankunft zu beschleunigen. In Ansehung solcher listigen Erfindungen kan man hauptsächlich sagen: es geschiehet nichts neues unter der Sonnen. Die neuern sind hierinnen nichts anders als die Abschreiber des Alterthums.

„Man hat fast zu allen Zeiten niemals auf die Ehre Anspruch gemacht, bey denen frischen Nachrichten von denen Unglücksfällen des Staats aufrichtig zu seyn; und es wird allezeit nachtheilig seyn, sich diese Ehre in den Kopf zu setzen. Titus Livius tadelt den Römischen Bürgermeister nicht ohne Grund, daß er nach der unglücklichen Schlache  
„bey



„bey Cannas denen Deputirten der Bundesgenossen den ganzen Verlust,  
 „den er erlitten hatte, aufrichtig gestand. Die Wirkung von dieser Auf-  
 „sichtigkeit war, daß die Bundesgenossen urtheilten, Rom könnte sich  
 „nicht wieder aufhelfen, und daß man folglich sich mit Hannibal verbün-  
 „den müßte.

„Wir wissen aus dem Plutarch, daß ein Athenienser grausam ge-  
 „peiniget wurde, um eine böse Zeitung gebracht zu haben, die dennoch  
 „sehr richtig war. Nachdem derselbe von einem Fremden, der in dem Pe-  
 „räsischen Hafen an das Land gestiegen war, die Niederlage des Nicias  
 „erfahren hatte, so gieng er stehendes Fußes, um dieses große Unglück  
 „der Obrigkeit zu verkündigen. Man wolte wissen, woher er diese Nach-  
 „richt hätte; und gleichwie er seinen Urheber nicht nennen konnte; so züch-  
 „tigte man ihn als einen betrügerischen Stöhrer der öffentlichen Ruhe.  
 „Man hörte nicht auf ihn zu peinigen, bis man die Wahrheit dieser Zei-  
 „tung erfuhr. Wenn er fälschlicher Weise einen Sieg öffentlich ange-  
 „kündiget hätte, so würde man ihn nicht bestrafet haben. Die That des  
 „Stratocles macht, daß ich also urtheilen muß. Er überredete die Athe-  
 „nienser, den Göttern ein Opfer zu bringen, um ihnen vor die Nie-  
 „derlage der Feinde zu danken; und er wuste doch nur allzu gut, daß die  
 „Flotte der Athenienser hart geschlagen war. Die Zeitung von diesem  
 „Unglück wurde endlich gewiß und öffentlich bekannt. Man erzürnte sich  
 „im ganzen Ernst wider den Betrüger. Allein man ließ sich mit seiner  
 „Antwort abspeisen, und es geschah nichts weiter. Was vor Unrecht ha-  
 „be ich euch zugefüget, sagte er, ich bin Ursache gewesen, daß ihr drey  
 „Tage hindurch vergnügte Stunden gehabt habet.

„Vielleicht gibt es Leute, die diese Gedanken nicht ganz vor unge-  
 „gründet halten. Man wird sagen: die Athenienser gewonnen dadurch  
 „zwey oder drey Tage voller Vergnügen und Ergötzlichkeiten, und sie ent-  
 „fernten auf so lange den Verdruß von sich, den diese böse Zeitung ver-  
 „ursachen mußte. Allein in Grunde ist dieses ein gar kleiner Vortheil.  
 „Es ist sehr verdrüßlich von einer falschen Ueberredung, die grosse Freude  
 „verursacher hat, zurückzukehren: und man empfindet hernach das Ge-  
 „wichte des Unglücks desto nachdrücklicher. Uebrigens machen die öffent-  
 „lichen Freudenbezeugungen über einen eingebildeten Sieg eine ganze Na-  
 „tion verächtlich, und geben dem Feinde guten Stof zum Lachen. Wenn  
 „man den Stratocles nach Verdienst hätte bezeugen wollen, so würde  
 „man ihn ernstlich gestrafet haben.

„Vielleicht kann eine Privatperson also verfahren, wie Cicero ge-  
 „than hat; wenigstens würde es von keinen wichtigen Folgen seyn. Un-  
 „ter

(Hier mag ich mit ihm zündeln)

„ter



„terdessen ist es doch allemal wahr, daß die wahre Klugheit erfordert, auch  
 „in Privatangelegenheiten nicht allzu leichtgläubig zu seyn. Es ist nicht  
 „gewiß, daß mein Feind tod ist; vielleicht wird man in einigen Tagen er-  
 „fahren, daß er gesund und wohl ist. Allein unterdessen ziehe ich aus dem  
 „laufenden Gerüchte Vortheil; ich glaube es, und das ist so viel Gewinnst  
 „vor mich. Dieses ist die Sprache des Cicero. Es liegt nichts daran,  
 „ob dieses ein blosser Scherz, oder eine aufrichtige Erklärung seiner Be-  
 „danken gewesen ist. Allein wenn ein Staat auf diese Art verfahren, und  
 „nach einer falschen Nachricht von der Niederlage der Feinde seine Maas-  
 „regeln einrichten wolte, so würde er sich zuweilen einem grossen Unglück  
 „aussetzen. Es erzehlet ein Geschichtschreiber, daß, nachdem das Ge-  
 „rüchte gelaufen hätte, daß Scipio der Africaner und sein Bruder ge-  
 „fangen genommen, und daß die Römische Armee, die sie unter ihrem  
 „Befehl hatten, von dem Antiochus gänzlich geschlagen worden wäre, die  
 „Aetolier sofort das Römische Joch abgeworfen hätten. Dieser Schritt  
 „hätte ihnen nicht anders als nachtheilig seyn. Die Nachricht des Livius  
 „hiervon, die verschiedene Besonderheiten enthält, verdienet nachgesehen  
 „zu werden. Man findet hier ein schönes Beyspiel von der Betrüglich-  
 „keit des Gerüchtes. Man siehet hier, daß eine so offenbare Unwahrheit  
 „selbst die Deputirten der Aetolier bey der Armee des Scipio zu Urber-  
 „bern hatte, und daß nur ein Geschichtschreiber hiervon die Nachricht hin-  
 „terlassen hat.

„Man muß nicht glauben, daß Catharina von Medicis hat sagen  
 „wollen, daß eine falsche Neuigkeit, die drey Tage geglaubt wird, den  
 „Staat bey allen Gelegenheiten erretten könnte. In solcher Art von Sprü-  
 „chen muß man keine allgemeine Wahrheit suchen. Eine falsche Ueberre-  
 „dung ist zuweilen nützlich, zuweilen schädlich; und vielleicht kann man  
 „eben das von einer wahren Ueberredung sagen. Die Wahrheit, die viel  
 „allgemeiner ist, kommt darauf an, daß es allemal nützlich ist, dem Volke  
 „einen Theil des Unglücks bey dem Verlust der Schlachten, und bey al-  
 „len andern wichtigen Unglücksfällen zu verbergen. Dieser Betrug ge-  
 „höret nicht unter dasjenige, was man Staatsstreiche, oder Geheimnisse  
 „der Regierungskunst nennet. Das ist ein gewöhnliches Verfahren der  
 „politischen Klugheit und gleichsam eine Regel, die zum A. B. C. in die-  
 „ser Wissenschaft zu rechnen ist. Niemand kann demnach die Verstellung  
 „der Wahrheit bey einer Nachricht tadeln, die unmittelbar auf die Bege-  
 „benheit folget. Das gemeine Beste erfordert, daß man rednerische Fi-  
 „guren anwender, welche den Verlust, den man erlitten hat, und den  
 „Vortheil des Feindes verringern.

(Der Schluß folgt im künftigen Stück.)



Regensburgische  
**Sammlung kleiner Abhandlungen**  
 vom Jahre 1760.

II<sup>tes</sup> Stück.

Schluss der Untersuchung, ob es nach den Regeln der Staatskunst rathsam ist, den Verlust einer Schlacht zu läugnen, oder falsche Siege und Vortheile auszubreiten.

„Alein vielleicht würde es zu wünschen seyn, daß diese Nachrichten nur vor das Ohr wären, oder, daß sie wenigstens nicht gedruckt würden. Denn der Druck verewiget sie, und macht, daß sie von denen Geschichtschreibern zum Grunde geleyet werden. Dieses breitet über die Geschichte ein undurchdringliches Chaos der Ungewisheit aus, und entziehet denen nachfolgenden Jahrhunderten die Erkenntniß der Wahrheit. Einige glauben, daß dieses ein starkes Gegengewichte auf der andern Seite ist, wenn auf der einen Seite die Lesung dieser täglichen Nachrichten, der Welt Vortheil und Vergnügen verschaffet. Die allerfinstern Gemüther müssen erkennen, daß diese Lesung allenthalben vielen nützlichen und angenehmen Unterricht verbreitet, und daß sie so gar den besten Schriftstellern zur Lehre dienen kan. Allein, erwiedert man hierauf, die Aufrichtigkeit herrschet nicht in diesen täglichen Nachrichten; es sind vielmehr Schusschriften als Geschichte. Und was ist denn eine Schusschrift? Eine Rede, worinnen man sich bemühet, nichts als die gute Seite von seiner eigenen, und die schlimme Seite von des Gegners Sache zu zeigen.

„Wenn diejenigen, die also reden, ein gutes Mittel an die Hand geben könnten, daß dasjenige nicht geschähe, was sie verdammen, so würden sie die sinnreichsten Köpfe von der Welt seyn. Es ist wahr, man vergrößert und verringert darinnen die Sachen; allein vernünftige Leser werden dadurch nicht betrogen. Sie wissen gar wohl diejenigen Blätter zu unterscheiden, die sich am meisten der Wahrheit und dem guten Glauben nähern.

L

„Aber



„Aber bey dem allen ist es nicht möglich in diesen Schriften alles dasjenige bekannt zu machen, was man weiß. Man muß etwas des öffentlichen Nutzens halber, und zuweilen auch etwas des Privatvortheils halber aufopfern. Da die List ohnedem in dem Kriege erlaubt ist, so muß man die Kunstgriffe der Zeitungsschreiber entschuldigen. Der Fleiß, den sie anwenden, denen Nachrichten des Feindes zu begegnen, sind eine Art des Krieges; und daher kommt es, daß ihre Blätter von einigen politischen Schriftstellern unter die Waffen der Feder gerechnet werden „

So weit gehen die Gedanken des berühmten Bayle, die eigentlich zu der gegenwärtigen Frage gehören. Wir wollen nunmehr unsere eigenen hinzufügen. Ich glaube meine Leser werden seinem Urtheile von den Zeitungen gerne zustimmen. Man siehet daraus, daß die Zeitungen vor 60. Jahren schon eben das waren, was sie jezo sind, nemlich eine Mischung von Wahrheit und Lügen, ohne daß denen meisten Zeitungsschreibern selbst viel dabey zur Last geleyet werden kan. Die wahren Nachrichten, sie kommen von dieser oder jener Seite, haben darinnen allemal eine gewisse Hülle um sich, indem auf der einen Seite zu wenig, und auf der andern Seite zu viel gesagt wird. Man hat hier die Körner mit samt der Spreu. Ein vernünftiger Leser weiß die Körner schon davon abzusondern. Die leichte Spreu wird von dem Winde leicht weggetrieben. Man muß auf der einen Seite abziehen, und auf der andern zulegen. Wenn man eine Zeitung ein viertel Jahr gelesen hat, wenn man die Quellen beurtheilet, aus welcher die Nachrichten kommen, so wird man sich gar leicht Regeln machen können, wie groß oder klein dieser Abzug, oder Zusatz seyn muß. Wir haben eine große Menge Tabellenschreiber. Hier fände einer von ihnen eine nützliche Arbeit zum Unterrichts der Einfältigen. Er müste alle Holländische und teutschen Zeitungen in eine Tabelle bringen, und die Proportion des Zusatzes und Abzuges dabey bestimmen. Das würde just so eine Tabelle werden, als wenn man die Schwebre der Körper im Wasser abwiegert. Man würde in der Tabelle zweyerley Schwebre bemerken müssen, die Schwebre in der Luft oder im Winde, und die Schwebre im Wasser. Die Ordnung der Zeitungen müste nach der größten Proportion der Lügen gemacht werden. Diejenigen, deren Schwebre in der Luft und im Wasser am wenigsten unterschieden ist, müsten die Stelle des Goldes einnehmen. Nach dieser Ordnung hoffe ich die F, die E, die C, nicht an der Spitze zu sehen.

Was die Hauptfrage selbst anberrift, so sind die Gedanken des Bayle seiner Gewohnheit nach lebhaftig und scharfsinnig. Allein ich glaube nicht, daß man ihm in allem Beyfall geben kan. Wenigstens ist der Satz, daß  
man



man bey allen Unglücksfällen des Staats dem Volke einen Theil des Verlustes verbergen müsse, keinesweges allgemein wahr. Dieses Verfahren kan von der Staatsklugheit nur bey zwey Umständen gebilliget werden, nemlich wenn der Unglücksfall in dem Credit der Nation einen Einfluß hat, und wenn es nöthig ist, dem Volke und denen Bundesgenossen einen Muth zu machen, oder sie auf der Parthey standhaft zu erhalten.

Der Credit eines Volkes ist eine sehr zärtliche Sache. Ein jedes Mißtrauen versetzet dem Credit eine Wunde. So bald sich ein großer Unglücksfall ereignet, der in die Commerciën einen Einfluß hat, so entsteht ein solches Mißtrauen. Alle Ausländer, welche mit den Kaufleuten und Einwohnern des Landes in Verkehr stehen, werden wegen der Bezahlung der Waaren, die sie geliefert haben, oder noch wirklich zu liefern im Begriff sind, in Besorgung gesetzt. Die Actien und andere öffentliche Fonds dieser Nation, die Wechselbriefe ihrer Kaufleute fallen sofort, oder werden gar nicht angenommen. Diese Folge des Unglücksfalles ist ein neues Unglück, welches der Nation sehr nachtheilig ist. Wenn es möglich gewesen wäre, das Unglück von Lissabon zum Theil vor denen Ausländern zu verbergen, so würde Portugall sein Unglück weit weniger empfunden haben. Bey allen Unglücksfällen also, welche in die Commerciën und in dem Credit der Nation bey auswärtigen Völkern einen Einfluß haben, ist es der Staatsklugheit gemäß, das Unglück und den Verlust in den Augen der Welt, so viel möglich kleiner zu machen.

Eben dieses findet auch bey den Schlachten und Eroberungen statt, wenn es die Umstände erfordern, den Muth der Bundesgenossen und des Volks zu stärken oder aufzurichten. Es war dem Prinzen Eugen nicht ganz zu verdenken, wenn er zuweilen einen Sieg ausbreitete, wo er geschlagen war. Das Haus Oesterreich hatte es mit vielen Bundesgenossen zu thun, die bey Muth und gutem Willen erhalten seyn wolten. Allein die Beylegung eines falschen Sieges ohne alle Wahrscheinlichkeit würde eine sehr thörichte Maaßregel seyn. Die Nation würde dadurch ihren Endzweck nicht erreichen. Sie würde sich vielmehr wie Wahle bemerket, verächtlich und lächerlich machen. Eugen besaß die Geschicklichkeit, einen erdichteten Sieg wahrscheinlich zu machen. Er nahm unmittelbar darauf die Belagerung eines wenig beträchtlichen Plazes oder eine andere nicht allzuwichtige Unternehmung vor. Man urtheilte darans, eine Armee die sich thätig erwiese, könne nicht geschlagen seyn, und der Sieg wurde geglaubet.

Dem Volke durch erdichtete Siege und Vortheile, oder durch Verbergung der unglücklichen Zufälle den Muth zu stärken, ist nur alsdann nöthig,



nöthig, wenn das Volk einen großen Antheil an der Regierung hat, wenn man Aufruhr oder widrige Parthenen zu besorgen hat, oder wenn der Staat bereits wirklich von innerlichen Kriegen zerrütet wird. In Staaten, wo dergleichen Umstände nicht vorwalten, besonders in unumschränkten Monarchien hat man von dieser Staatsflugheit weder Schaden noch Vortheil zu erwarten. Dergleichen falsche Nachrichten sind auch alsdenn mehr eine Frucht der Eitelkeit, als der Staatsflugheit.

Es ist so gar weder in Ansehung der Bundesgenossen, noch in Ansehung des Volkes bey eingeschränkten Regierungen eine allgemeine Regel, daß dergleichen falsche Nachrichten nützlich sind. Die wahre Staatsflugheit erfordert öfters ganz das Gegentheil. Wenn ein Staat von mächtigen Feinden angegriffen wird, denen er sich nicht gewachsen zu seyn erkennt, so erfordert es im Anfange die Staatsflugheit eher den Verlust und die Gefahr zu vergrößern, als zu verringern. Wenn die Holländer im Jahr 1672. die Französischen Vortheile hätten geringer machen und sich erdichtete Siege benlegen wollen, so würden sie ihre Bundesgenossen zu ihrer Rettung weit langsamer auf die Beine gebracht haben. Nichts wäre so sehr zur Unzeit gewesen, als wenn das Haus Oesterreich im Jahr 1741. als es von so vielen Feinden angegriffen wurde, sich hätte erdichtete Siege und Vortheile zuschreiben wollen. Der mäßige Verlust einer Schlacht würde damals der beweglichen Rede Ihre Majestät der Kaiserin auf dem Ungarischen Reichstage desto mehr Eindruck verschaffet haben.

Es ist so weit gefehlet, daß es allemal der Staatsflugheit gemäß seyn sollte, die feindlichen Vortheile geringer abzuschildern, daß es sogar Umstände geben kan, wo es der Staatsflugheit gemäß ist, sich mit Fleiß schlagen zu lassen. Ohne uns um Beyspiele in der alten Geschichte zu bemühen, so findet man, daß glaubwürdige Geschichtschreiber davor halten, es sey dem Hause Oesterreich nicht zuwieder gewesen, daß die Türken im Jahr 1739. verschiedene Vortheile über seine Kriegesheere erhielten. Man sey über den Fortgang der Russischen Waffen eifersüchtig gewesen, und habe Ursachen gewünscht, um einen Frieden schließen zu können. Mit dieser Staatsflugheit würde demnach ein erdichteter Sieg nicht übereingestimmt haben.

Wenn dergleichen falsche Nachrichten der Staatsflugheit wirklich gemäß sind, so kommt alles auf die Umstände an; und diese erfordern gewiß eine sehr reife und ernsthafte Ueberlegung. Man kan sich leicht durch solche falsche Ausbreitungen mehr Schaden als Vortheile stiften. Ich bin demnach mit dem Bayle gar nicht einverstanden, daß dieses eine A. B. C. Regel in der Staatsflugheit ist. Es wird dazu vielmehr eine sehr tiefe Einsicht und Kenntniß in derselben erfordert. Ueberhaupt wird es sehr wenig Fälle geben, wo dergleichen Erdichtungen im Kriege einen wahren Vortheil verschaffen. Ich habe mich noch nicht überzeugen können, daß die rechte Staatsflugheit in List, Lügen und Mangel der Ehrlichkeit besteht. Eine tiefe Einsicht in alle Umstände, Aufrichtigkeit, wohl überlegte Rathschläge, die ein unverbrüchliches Geheimniß sind, und eine geschwinde Ausführung derselben, sind meines Erachtens die Hauptregeln der Staatsflugheit.



Regensburgische  
 Sammlung kleiner Abhandlungen  
 vom Jahre 1760.

12tes Stück.

Von einem ertrunkenen und wieder zum Leben gebrachten Kind.

Aus dem Journal des Journeaux. Tom. I. p. 171.

**W**ir haben kein anderes Zeichen des Todes, als die Verwesung. Das hat man behauptet und bewiesen. Aber gleichwol nimt man täglich überreite Begräbnisse vor, und tausend Elende müssen erst in der Erde sterben. Es fehlte wenig, daß nicht die folgende Begebenheit ein Beweis davon gewesen wäre. In Cluny fiel ein Mägdchen ins Wasser und blieb einige Zeit darin; Man zog sie heraus, und setzte sie auf dem öffentlichen Platz aus. Sie wurde erkannt, und man brachte sie in ihre Wohnung. Ihr Leib war kalt und ihr Gesicht hatte alle Merckmaale des Todes. In diesem Zustande sahe sie Herr Dumoulin, ein Arzt dieser Stadt. Er verlangte Asche, die man noch nicht gebraucht hätte, und warf dieselbe in Wasser, das er kochen ließ, um die Asche zu reinigen. Er bedeckte den Leib der Ertrunkenen damit vier Zoll dick, er legte die Asche eben so dick unter den Leib, über den Kopf und um den Hals. Eine halbe Stunde hernach hörte man die Ertrunkene sagen: es friert mich, es friert mich. Herr Dumoulin gab ihr einen Arzneytrank und ließ sie noch einige Zeit auf ihrem Aschenbette. Sie stand endlich auf, und in 3 Tagen war sie völlig hergestellt. Es ist nichts so unschuldig als dis Mittel. Herr Dumoulin

M

verf.



versichert, daß das Salz die nemliche Wirkung an den Ertrunkenen thun kan, als die Asche.

Ob die Bäume von den Ameisen verdorben werden?  
Mein Herr!

Sind sie noch so zornig auf die Ameisen, weil sie ihnen vorigen Sommer ihre weissen Kirschbäume verdorben haben? Ich ersuche sie, lassen sie den Zorn fahren, sie zürnen ohne Ursache. Die Ameisen sind gewiß unschuldig. Ihre Bäume würden verdorret seyn, wenn auch keine Ameise darauf gekommen wäre. Sagen sie nur, waren nicht alle Blätter ganz runzlich, krum und zusammen gebogen? Was meynen sie, hat solches verursacht, die Ameisen? Nein. Die Baumläuse sind es gewesen. Aber, was hatten denn die Ameisen auf den Bäumen zu thun? Ich will es ihnen gleich entdecken, sie suchten ihre Nahrung, und dieses gewiß ohne ihren und ihrer Bäume Schaden. Denn sie suchten sich von dem zu nähren, was die Baumläuse von sich lassen. Ich habe die Ameisen so stark verfolgt, als sie, ohne zu wissen warum. Endlich war ich doch neugierig zu sehen, was diese vermeynten Baumverderber denn machten. Es fiel mir eine kleine Holunderstaude ins Gesicht, die über und über mit schwarzen Baumläusen besetzt war. Auf diesen erblickte ich einige Ameisen herumgehen, stillstehen, und sich bemühen etwas einander wegzunehmen. Ich wollte wissen, was es wäre. Ein Vergrößerungsglas hatte ich nicht gleich bey der Hand, weil aber ein Miops in der Nähe scharf siehet, so erblickte ich endlich, daß wann eine Baumlaus hinten etwas von sich ließ, welches so klar als Wasser, und so klein als etwa ein Sandkorn war, deswegen es dann übel mit bloßen Augen zu sehen, die Ameisen sehr begierig darnach schnapten, solches einschluckten, und sich einander zu nehmen bemüheten. Sonst habe nichts finden können, daß die Ameisen etwas verderben. Auf Bäume und Stauden, worauf keine Läuse befindlich, habe ich sie nimmer in Menge laufen gesehen, aber wol und häufig auf die, wo an solchen Ungeziefer kein Mangel war. Ihre  
Bäume



Bäume nun waren schon krank, und hatten des Ungeziefers die Menge; was war es Wunder, daß die Ameisen daselbst ihre Nahrung suchten? Noch eins, wo des Ungeziefers viel saß, habe auf den darunter befindlichen Blättern bemerkt, daß selbe erst mit einer kleberigten Materie überzogen waren, nach einigen Tagen aber schwarze Flecken daselbst entsunden. Ich zeigte solche meinen Arbeitsleuten, und fragte: wie das zugehen möchte? sie antworteten mir: der Honigthau wäre darauf gefallen. Ich ließ sie bey ihrer Meynung. Sie aber, mein Herr! werden schon wissen, was ich dabey gedacht habe. Wollen sie nun jetzt nicht ihren Haß gegen die Ameisen fahren lassen, da selbe einen Theil des Honigthaues abwenden? Ich gestehe, der Vortheil ist etwas, aber zu geringe, den diese Thierchen verschaffen, gegen den Schaden, den sie anderwärts thun, wovon der Herr Bergrath von Justi im zweyten Stück der neuen Wahrheiten S. 138. eine Probe bey den Seidenwürmern anführet, weswegen an der Verrüfung derselben billig zu arbeiten. Allein, ich halte dafür, daß ihnen in Ansehung der Bäume Unrecht geschieht, und daß sie denselben weiter keinen Schaden zufügen, als daß sie etwa selbe, wenn sie ihre Wohnung an der Wurzel derselben aufschlagen, beschädigen mögen, welches aber dasjenige nicht ist, dessen sie gemeiniglich beschuldiget werden. Würde jemand ein Mittel, die Läuse von den Bäumen abzuhalten, der würde den Ameisen zugleich die Luft benehmen, hinauf zu klettern; weil sie sodann das nicht finden würden, was sie suchen. Doch will ich damit auch nicht behaupten, daß den Baumläusen die Schuld zu geben, daß ihre Bäume mit vollen Blättern verdorret: sondern ich glaube vielmehr, daß die Bäume schon sonst beschädiget gewesen; massen auf frischen und munteren Bäumen sich wenig oder gar kein Ungeziefer antreffen zu lassen pflegt, dahingegen solches auf schadhafte sich so viel häufiger findet, also, daß mit der Beschuldigung der Ameisen und Baumläuse eine fallacia non causæ ut causæ begangen wird. Doch das war zu tief philosophiret. Ich breche also meine kleine Schukschrift für die Ameisen ab, &c.

Dhn



**Ohntriegbares Mittel, wider den sogenannten Wurm an der Hand oder den Fingern.**

**Die Probe zu machen: ob der Schmerz an der Hand, an, oder zwischen den Fingern, der Wurm sey oder nicht?**

**G**leich Anfangs, wenn man das Toben an der Hand, an den Finger, um den Nagel herum, oder zwischen den Fingern merket, nimt man die weisse Haut aus einem Ey, leget solche darauf; Als nun der Schmerz zunimmt, ist es eine wahre Probe des sogenannten Wurms.

**Denselben zu tödten.**

Nimmt man einen Topf mit Feldbohnen, gießet Wasser darauf, setzet solches zum Feuer, läßet es so lange sieden, bis die Bohnen anfangen zu bersten, sodann nimt man die kranke Hand, tauchet solche, so heiß als man es nur immer vertragen kan, darein, und zerquetschet damit die Bohnen; werden solche kalt, setzet man selbe wiederum zum Feuer, und so wie sie wieder heiß geworden, continuiret man wie zuvor, probiret solches öfters, wodurch denn der Wurm getödtet wird.

Wolte der Schmerz sich aber hiernach nicht legen, und man müste den Wurm zur Reife bringen: Alsdenn nimt man vor 4 pf. Honig, vor 4 pf. gestossenen Safran, das Gelbe von einem Ey, und so viel Weizenmehl, daß man aus vorgeschriebenen eine Salbe formiren und schmieren kan, schlägt solches alle Morgen und Abend an den Ort, wo der Schmerz ist, frisch um, welches den Wurm zur Reife bringt, und den schmerzhaften Ort ohne grosse Incommodität aufziehet, auch die böse Materie zusammen bringet; Diese zusammengezogene zähe Materie trachtet man aus der Defnung etwa mit einem grossen Nadelknopf heraus zu bringen; wenn solches geschehen, formiret man eine Weiche, lehret solche in obiger Salbe um, und stecket selbige in die Defnung, schläget das Pflaster wieder um, und continuiret damit in der Maasse, bis der Finger oder der Ort, wo der Wurm gewesen, wieder heil ist, sodann ist die Cur, die kaum 14. Tage dauret, verrichtet. Vor selbst versehet sich aber, daß man bey, und auch etwas nach verrichteter Cur, den beschädigt gewesenem Theil vor Verkältung und Nässe in Acht nimt. Viele hundert Menschen sind sonst durch dieses Recept und Procedur aus dem Grunde, und in bemerkter Zeit ohne alle widrige Zufälle curiret, wodurch man, und um dieses Geheimniß gemeinnützig zu machen, bewogen worden, solches hierdurch öffentlich bekannt zu machen.

... 3 ) o ( 3 ...



Regensburgische  
**Sammlung kleiner Abhandlungen**  
 vom Jahre 1760.

13<sup>tes</sup> Stück.

**Aufmunterung zu öconomischen Versuchen in anscheinenden  
 Kleinigkeiten, wovon der Nutzen in vortheilhaften Erfahrungen von  
 Aufbewahrung der Eyer zum Haushaltungsgebrauche  
 gezeigt wird.**

**S**ie mehrere und mannigfaltigere Versuche in den bekanntesten und ge-  
 meinsten Vorfällen des menschlichen Lebens auf verständige Weise  
 angestellet werden, desto mehrere Dinge entdecken wir, die nicht allein zur  
 Vergrößerung unsers Wissens dienen, sondern uns auch in den Stand  
 setzen, der Welt, worin wir leben, desto besser genießen zu können. Der  
 grosse Urheber alles dessen, was wir sehen, hat freylich allenthalben im  
 ganzen Naturreiche seine Anordnungen, welche bestehen und fortwirken,  
 ohne daß eines einigen Menschen Beyhülfe dazu erfordert würde. Ja  
 wir können oft, wenn wir gleich gerne wollten, nichts dazu mit beytra-  
 gen. Und doch entsteht daraus unzählig viel Gutes, sowol für uns, als  
 die übrigen neben uns lebenden Geschöpfe. Aber der Mensch ist nicht  
 bloß dazu bestimmt, mit Stillung sinnlicher Triebe sich zu beschäftigen,  
 er kan auch mit Verstand und Ueberlegung allerley Dinge selbst veran-  
 stalten, woraus Nutzen, Bequemlichkeit oder Vergnügen für ihn fließet.  
 Geschiehet dis, so haben wir nicht allein einen mannigfaltigen Zeitver-  
 treib, sondern wir erfahren sodann auch erst recht, wie gütig für uns  
 im ganzen Naturreiche gesorget sey.

N

Sollte



Sollte das, was unsre Bedürfnisse in dieser Welt erfordern, oder was unser Leben angenehm macht, durch lauter eigentliche Vernunftschlüsse, und a priori ausgefunden werden: wie wenig gewisses würden wir haben, worauf wir uns verlassen könnten? Und wie vieles, was nunmehr bey nahe allen Weltbürgern schon bekannt ist, würde noch ganz unerhört seyn? Erfahrung und Versuche sind die vornehmsten Quellen, woraus alle Erfindungen, zum Besten des menschlichen Lebens, entsprungen sind. Man würde sich sehr betriegen, wenn man meynete, es sey dadurch, sonderlich in den gewöhnlichsten Dingen, längst alles völlig ausgemacht, und wir selbst, oder unsre Nachkommen, hätten sonst nichts nöthig, als dem nach zu folgen, was man uns vormacher. Billig sollte ein jeder bey solchen Ausrichtungen, bey denen er freye Hände hat, nicht blindlings bey dem bleiben, was durchgängig in der Gegend, wo er lebet, gewöhnlich ist, und was er von andern gesehen und gehöret hat: sondern selbst ohn Unterlaß allerley neues und mehreres versuchen. Je unermüdeter man darin ist, desto mehr erfähret man, wie wenig Ursache man habe, sich gleich abschrecken zu lassen, wenn man höret: **Es sey etwas nicht practicable.** Man kan sehr oft noch mit jenem lateinischen Dichter gedenken: *Quid tentasse nocet?* Man darf nur einen etwas andern Weg gehen, als man bisher erwählet: oder etwas vorsichtiger verfahren, als andere gethan. Was gilt? man entdecket da noch etwas, wo nichts mehr zu erfinden übrig zu seyn geglaubet wird. „Mit der philosophischen Aufmerksamkeit kan man (wie der Herr Prof. **A. G. Kästner** in der Vorrede zum I. Theil der Uebersetzung der Abhandlungen der Königl. Schwedischen Academie der Wissenschaften schreiber) bey den gemeinsten Sachen „neue und nützliche Entdeckungen machen.“ Doch auch Personen, die nicht als eigentliche Philosophen zu betrachten sind, können durch Versuche bey allerley Dingen sehr nützliche und rühmliche Weltbürger werden. Am allermeisten Hochachtung verdienen sie dabey, wenn sie, als Menschenfreunde, das, was sie selbst erfunden, auch andern bekannnt, und es also gemeinnützig machen.

Mir



Wir sind diese Gedanken beygefallen, als ich in dem ersten Stücke der *Selectorum physico - æconomicorum*, oder **Sammlungen von allerhand zur Naturforschung und Haushaltungskunst gehörigen Versuchen**, Stuttgart 1749. in 8. (von welchen der Würtenbergische Leibarzt, Herr **Gesner**, in den Göttingischen gelehrten Zeitungen 1749. S. 50. als Herausgeber angegeben wird) auf der 80. und folgenden Seiten, einen kleinen Aufsatz gelesen, worinn die **Mittel, Eyer zum Haushaltungsgebrauche lange Zeit frisch zu erhalten**, angezeigt und beurtheilet werden. Da ich einige eigene Erfahrung von dieser, zur Bequemlichkeit des menschlichen Lebens abzielenden Sache bekommen, und selbst Versuche davon angestellet: werde ich den angeführten Aufsatz noch etwas verbessern können.

Es wird daselbst S. 81. gesagt: daß **Asche und Salz nur die beyden bekannten Dinge sind**, welche die Eyer erhalten, weil diese **eine conservirende Kraft haben**. Vom Salze habe ich bisher noch nicht selbst einen Versuch machen lassen. Ich zweifelte aber nicht dran, er werde Grund haben. Doch wird sich dabey die Unbequemlichkeit finden, daß das Salz gar leicht, sonderlich, wenn es in einem etwas schlechten Keller stehet, feucht wird, welches, wie ich vermurthe, den Eyern mit der Zeit schädlich werden kan. Von der Asche ist es gewiß, daß die Eyer sich gut darinne halten, und sehr frisch bleiben, ob ich gleich nicht glaube, daß sie **eigentlich eine conservirende Kraft für die Eyer habe**. Sie verhindert bloß das Ausdunsten. Aber eins ist dabey zu erinnern, welches an dem angeführten Orte nicht mit bemerket wird, und doch von Wichtigkeit ist. Die Eyer bekommen in der Asche einen sehr üblen und **seif = arrigen** Geschmack. Sie können also, sonderlich, wenn sie schon mehrere Monate darin gelegen, bey vielen Speisen nicht gebraucht werden: weil diese sonst einen sehr unangenehmen Geschmack davon bekommen.

Der Herr **Reaumur** hat, wie aus den Schriften der Königlich-Französischen Academie von 1735. angeführet wird, ausgesunden, daß die Eyer Jahr und Tag frisch erhalten werden können, wenn man sie mit zerflossenen Unschlitt, welches mit etwas Wachs vermenger, ganz überziehet, und also ihr Ausdunsten verhindert. Doch, ich glaube, daß auch bey diesem Mittel noch mehrere Cautelelen zu beobachten seyn werden. Ueberdem wäre eine solche Art der Aufbewahrung überaus mühsam und beschwerlich. Sie diene mehr, der Begierde nach Seltenheiten ein Genü-

ge



ge zu thun, als zum bequemen Gebrauche in der Haushaltung. Ist eine Erfindung aber gar zu künstlich und weitläufig, so verlieret sie ihre größte Schätzbarkeit. Sie gehöret alsdenn nur zuvörderst für die Studierstuben der Naturforscher, die bey ihren physicalischen Versuchen so wenig Mühe als Kosten sparen dürfen, so lange dadurch die Einsichten in natürliche Dinge noch erweitert werden können. Aber im gemeinen Leben wollen wir gerne Entdeckungen haben, die nicht gar zu viel Zeit und Arbeit erfordern. Sonst wird der daraus entstehende Nutzen sehr klein, oder verlieret sich ganz. Sie erregen uns wol gar unvermeidliche Beschwerden.

Ferners heist es S. 84. der angeführten Selector. phys. oconom. es sey eine **Nothwendigkeit**, die in Asche oder Salz gelegte Eyer von Zeit zu Zeit, etwa alle 8. Tage einmal, umzuwenden, weil sonst der Dotter aus seinem Mittelpunct komme, und sich an die Schale anlege, wovon er verderbe. Geschähe hingegen die Umstürzung der Eyer öfters, so könne man sie 3. 4. und mehr Monate gut erhalten. Aus dem, was ich gleich weiter aus eigener Erfahrung berichten will, wird man sehen, daß die öftere Umwendung gar nicht nöthig sey, wofür nur eine andere Satuel dabey beobachtet wird.

Noch eins will ich erinnern. Es wird S. 84. berichtet, Herr **Reaumur** glaube, daß man durch sein vorgeschlagenes Mittel Eyer ausländischer Vögel aufbehalten, und von den entferntesten Orten unverdorben zu uns bringen könne, damit sie in unsern Ländern ausgebrüet werden, und wir also die fremden Vögel auf unserm eigenen Boden ziehen. Es werden aber einige Unbequemlichkeiten, die diesem Vorschlage im Wege stehen, angeführt. Doch deucht mich, die allervornehmste Hinderung desselben sey nicht mit berührt. Aus der Erfahrung, die man von unsern inländischen Vögeln hat, ist bekannt, daß Eyer, die zum Ausbrüten angewandt werden sollen, ganz frisch seyn müssen. Je frischer sie sind, desto früher und gewisser können sie ausgehecket werden. Man setze zwei Hennen zugleich. Die eine mit ganz frisch gelegten, die andere mit etwas ältern Eiern. Die erstere wird etliche Tage früher ausbrüten, als die andere. Läßt man die Eyer eine ziemliche Zeit alt werden, so verlieret sich, ob sie gleich sonst zu andern Gebrauche ganz gut bleiben, die darin enthaltene Fruchtbarkeit. Der in ihnen liegende Saame des Männleins erstirbet. Nichts lebendiges kan aus ihnen hervorgebracht werden.

(Der Schluß folgt im künftigen Stück.)





Regensburgische  
**Sammlung kleiner Abhandlungen**  
 vom Jahre 1760.

14<sup>des</sup> Stück.

Schluß der Aufmunterung zu öconomischen Versuchen in anscheinenden Kleinigkeiten, wovon der Nutzen in vortheilhaften Erfahrungen von Aufbewahrung der Eyer zum Haushaltungsgebrauche gezeigt wird.

Mit den ausländischen Vogel-Eyern wird es sich, wie ich nach der Analogie schliesse, eben so verhalten. Also würden solche Eyer, wenn sie gleich sonst ganz unverdorben zu uns kämen, doch nach Verlauf einiger Monate bey uns nicht zum Ausbrüten gebraucht werden können. Ob Vogel-Eyer gefunden werden, in welchen der Saame noch lange Zeit nach der Legung seine Kraft und Leben behält, und wie lange; auch was für Vögel es sind: müste durch Versuche ausgemacht werden. Denn, was wissen wir sonst von der innern Beschaffenheit der Dinge? Was begreifen wir wol in der Natur, wie der Herr Professor Kästner, ein sehr geübter Naturforscher, in der Vorrede zum 3. Theil der Abhandlungen der Königl. Schwedischen Academie der Wissenschaften, sich nicht schenket, es auszudrucken?

Ich will ein ganz leichtes und ungekünsteltes Mittel angeben, wie man Eyer zum Haushaltungsgebrauch aufbewahren kan. Man nehme etwa im August frisch gelegte Eyer. Je frischer man sie bekommen kan, desto behutsamer gehet man. Doch kommt es dabey auf einige

O

Tage



Tage mehr, oder weniger, gar nicht besonders an. Man halte ein jedes, damit man desto mehr gesichert sey, es sey unverdorben, gegen ein brennendes Licht. Ist das Ey ganz klar und durchscheinend, und auch die äussere Schaaale unbeschädigt; so ist es gut, und kan zum Aufbewahren angewandt werden. Es giebt Eyer, welche sogleich, nachdem sie gelegt sind, nicht helle durchscheinend, sondern schon voll Flecken sind. Diese leiden Gefahr, bey dem Einlegen zu verderben. Am allerschädlichsten aber ist es für die Eyer, wenn sie einen, oder gar etliche Tage von einer Henne besessen sind. Sie können in diesem Falle zwar zuerst noch helle durchsichtig seyn. Aber nach einiger Zeit werden sie gewiß faul. Für solche Eyer hat man sich also am meisten zu hüten. Die solchergestalt ausgesuchten Eyer lege man in ein Tönnchen, welches nur einen Boden hat, oder in ein anderes hölzernes Geräthe, **in trockenen Rocken**. Man packe sie schichtweise in den Koecken so, daß eins das andere nicht berühret. Doch NB. man setze ein jedes **auf die Spitze, gerade auf**; nicht auf das breitere Ende. Geschiehet das lektere, oder legte man das Ey gar auf die Seite, so leget der Dotter sich bald an, und das Ey verderbet. Aber stellet man es **auf die Spitze in den Rocken** fest, so wird er nie anliegen, sondern in dem Weissen schwimmend erhalten werden. Eine Umstürzung der Eyer ist nachher niemals nöthig, ja wol gar schädlich. Sie werden dadurch nur aus der ihnen vortheilhaftesten Lage verrücket. Man lege einen Deckel auf das so angefüllte Geräthe, setze es an einen nicht gar zu warmen Ort, und vermeide, daß man es nicht zu oft rüttle. Hat man im Winter keinen andern, für dem Frost gesicherten Ort, so bringe man es in den Keller. Doch ist auch dies nicht nöthig, wenn man andre Verter hat, an welchen man das Frieren verhindern kan. Man hat sodann, den ganzen Winter hindurch Eyer, die so schön und wohlschmeckend sind, als wenn sie erst ganz frisch geleyet wären. Hat man sich mit genugsamen Vorrathe versorget, so kan man damit bis in die Zeit, da die Hühner wieder häufig legen, hinreichen, und merket keinen Mangel an einer in der Haushaltung sehr bequemen Sache. Ist man bey dem Einlegen der Eyer nicht

gar



gar zu gewissenhaft gewesen; so kan es wol geschehen, daß man einige wenige, schon innerlich etwas schadhafte, mit erwählet, die denn nach mehreren Monaten weiter verderben. Dies hindert aber den übrigen guten nichts. Man kan auch, so wie man nach und nach die eingepackten Eyer zum Gebrauch wieder heraus nimt, diese etwa schadhafte gewordene bald austennen. Man halte ein jedes nur wieder gegen ein brennendes Licht. Ist es nicht durchsichtig, so lege man es zurücke, schlage es besonders auf, und hüte sich, daß man nicht etwas dadurch verderbe. Aber ist es noch klar durchscheinend, so ist es zum Haushaltungsgebrauch untadelich

Ich habe nun auch selbst versuchet, wie weit dies Mittel, dessen ich mich schon mehrere Jahre mit gutem Erfolg in meiner Haushaltung bedienet, reiche, da sonst die Dauer Eyer im Frühlinge, so bald frische genug da waren, als überflüssig, verbraucht wurden. Ich ließ vor einigen Jahren im August etliche Schocke, doch ohne gar zu beschwerlicher Auswahl, auf die beschriebene Weise in ein Tönnchen einpacken, welches, weil in dem abgewichenen Winter kein heftiger Frost war, gar nicht in den Keller gebracht ist, sondern nur beständig in einem Nebenzimmer, wo es nicht leicht frieret, blieb, wo es auch noch bis jetzt stehet. Kaum 3. oder 4. aus diesem ganzen Vorrathe sind so, wie sie nach und nach gebraucht sind, schadhafte befunden. Alle übrige waren so schön, als die allerfrischesten Eyer. Etwas nach Ostern im folgenden Jahre merkte ich, daß sie ein wenig ausgeduftet. Oben am breiten Ende war ein kleiner lediger Raum, wie man, wenn man das Ey gegen ein brennendes Licht hält, deutlich sehen kan. Dies hinderte aber nichts. Ich ließ mir eins von diesen Eyern zugleich nebst einem erst ganz frisch gelegten abfieden, und hielt ihre Farbe und Geschmack gegen einander. Aber es war nicht der allgeringste Unterscheid wahrzunehmen. Das Ey, welches schon völlig 7. Monate auf die beschriebene Weise in dem Kocken gelegen, war noch eben so gut und wohlschmeckend, als das erst ganz frisch gelegte. Nachher habe ich an den noch übrigen Eyern, welche ich ferner zur Probe liegen



liegen lassen, bemerktet, daß sie bey zum ~~W~~ader Dike, (indem das Dönnchen, worinn sie liegen, in einem im Sommer sehr warmen Zimmer stehen) merklich ausgeduftet. Aber bis jetzt, da ich dis im Junius schreibe, sind sie deswegen noch gar nicht verdorben. Ich schlage jetzt mehrere derselben auf, um davon versichert zu seyn. Ich schlage gleichfalls einige ganz frisch gelegte auf. Eins ist nicht besser, oder schlechter, als das andere. Nur bey dem alten Ey merke ich, daß das Weiße etwas süßiger, und nicht mehr so zähe zusammenhängend sey, als bey dem frischen. Der so genannte **Sahnentritt** aber ist bey den alten Eyern fast ganz unkenntlich geworden, und hat seine weißliche Farbe verlohren. Doch der Dotter ist ganz unverfehret. Und es können diese, nun 10. Monat alte Eyer, an alle Arten von Speisen sehr gut gebraucht werden. Ich lasse mit auch eins dieser alten Eyer, nebst einem frisch gelegten, wieder abkochen: weil man sodann am aller gewissensten vom Geschmack der Eyer urtheilen kan. Das alte ist schon so weit ausgeduftet, daß es nicht mehr im Wasser zu Grunde gehet. Doch auch so gekocht ist es noch von der gewöhnlichen Farbe, und ganz genießbar. Doch merke ich, daß es nun schon einen kleinen Vorschmack vom Holze, oder vom Kocken bekommen. Ich habe inzwischen noch einige Stücke zur fernern Probe liegen lassen. Ich vermuthet, daß, wenn sie noch länger an dem warmen Orte, wo sie stehen, ausduften, sie endlich verderben werden. Doch, wenn ich bloß auf den Haushaltungsgebrauch sehen will, reicht der bisher beschriebene Versuch schon viel weiter, als man es verlanget. Und er ist so beschaffen, daß er in einer jeden Haushaltung ohne Mühe und Kosten nachgemacht werden kan.

A. P. L. C.

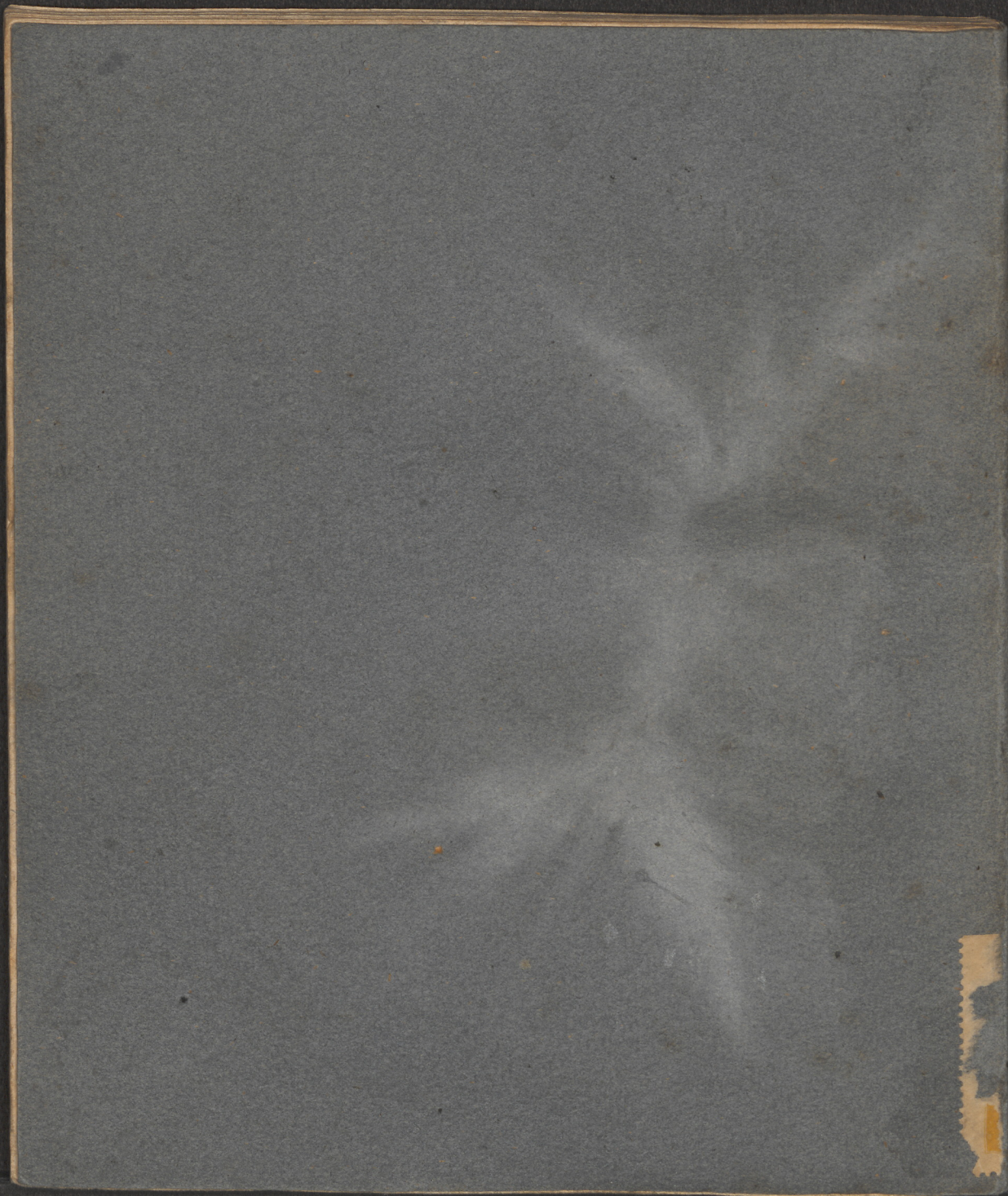




S







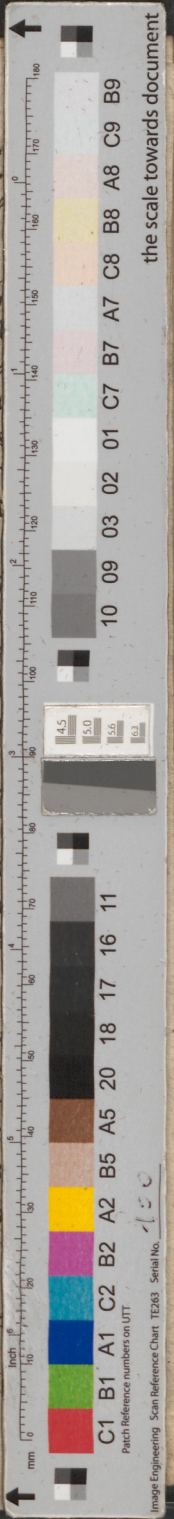


sehen, dieselbe sey eine Aequinoctialuhr, und nicht weit von der Glasplatte richtig gestellet.

Wenn nun diese Uhr eine volle, halbe oder viertel Stunde weiset, so bezeichne man auf der Glasplatte den Punct, auf welchen das Mitte des hellen Fleckes fällt, der von dem einfallenden Lichte auf derselben gebildet wird, und schreibe die Stundenzahl verlohren darneben. In dieser Arbeit fahre man fort, so lange noch der helle Flecken auf die Glasplatte fällt: so erhält man vor jede Stundenlinie einen Punct, durch welchen dieselbe gehen muß. Damit man aber diese Linien ziehen könne, wird vor jede derselben noch ein Punct erfordert. Es wäre zu langweilig zween oder drey Monate zu warten, bis man diese Puncte in einer genugsamen Entfernung, von dem erstern auf eben die Art durch die Sonne bestimmen könnte. Es kan aber dieses dadurch vermieden werden, daß man sich des Mondes, wie vorhero der Sonnen, oder auch des Mondes allein bedienet. Wenn nemlich der Mond an der Aequinoctialuhr eine ganze, halbe oder viertel Stunde weiset, so bemerke man auf der Glasplatte die Mitte des auf dieselbe fallenden hellen Fleckes, wie bey der Sonne, und schreibe die Stunde darneben, welche der Mond auf der Aequinoctialuhr gewiesen hat, ohne sich zu bekümmern, wie viel es eigentlich an der Zeit sey. Denn man bedienet sich hier des Mondes blos als eines entfernten Lichtes; und eine Facet würde eben die Dienste thun, wenn sie in einer hinlänglichen Entfernung einen merklichen Schatten würfe.

Hat man auf diese Art eine hinlängliche Zahl genugsam von einander entfernten Stundenpuncten erhalten: so ziehe man jede zween derselben, die mit einerley Zahlen bezeichnet sind, mit Reißbley zusammen, und verlängere diese Linien, welche die Stundenlinien seyn werden, so weit man es nöthig befindet. Das übrige machle man nach Belieben, so ist die Uhr fertig. Es müßte dann seyn, daß man eine Zeit erwähl hätte, bey welcher nicht alle Stundenpuncte auf die Platte haben fallen können, da denn die übrigen zu einer andern Zeit nachgeholt werden müßten, auf welche man nicht lange warten darf, wenn man sich des Mondes bedienet.

W



the scale towards document